

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

No 7.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1883]

Die Alten und die Neuen.

Roman von A. Kaufsky.

(6. Fortsetzung.)

Gräfin Dönhof, Elsa und der Vater saßen noch beisammen. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“ Und des Kindes Wangen brannten rot. Celestin hatte Elsas Phantasie, ihre Einbildungskraft zu erregen gewußt. Und er wußte nun auch, daß dieses Mädchen die Dinge nicht mit dem kalten Verstande, daß es sie stets von der Seite des Gemüths erfassen werde. Und sie wird katolisch werden, sagte er sich. Es lag etwas von höhnischem Triumph in seinem schönen Gesicht.

Helene lächelte, als sie einen Moment diese Gruppe betrachtete. Wie sie die Kleine bedrängen, dachte sie. Elsas Bekehrung war ihr durchaus gleichgültig, aber es liegt viel kleinliche Bosheit in den Frauen von heute, es hätte sie gereut, wenn sie unterlegen wäre. Jetzt, in ihrer Gegenwart, sollte sogleich ein anderes Thema angeschlagen werden, sie brachte ein lustiges mit.

„Sieh, Tante, meinen neuesten Protégé,“ sagte sie und hielt ihr die Photographie Arnolds vor die Augen. „Ist er nicht allerliebste?“

„Wer ist das?“ fragte die Gräfin, als echte Aristokratin, die den Namen braucht um ein Urtheil zu fällen.

„Es ist jener junge Mann, an dem Baron Reinthal so warmen Anteil nimmt,“ antwortete sie in einer so schelmischen und impertinent bezeichnenden Weise, daß für jeden das „wohlbewahrte Geheimnis“ sofort durchsichtig geworden war.

„O diese Damen,“ dachte Reinthal, aber er hatte ja erreicht, was er wollte. Ohne daß er selbst sich zu irgend etwas verstanden, würde man in der Gesellschaft von der adeligen Abkunft des jungen Doktors überzeugt sein, und wenn auch illegitim, es bedurfte einer solchen Annahme, um in derselben als ein Ebenbürtiger aufgenommen zu werden.

Die Gräfin nickte denn auch mit einem verstohlenen und ziemlich gnädigen Lächeln gegen Reinthal hin.

„Ich erwarte ihn täglich,“ bemerkte Reinthal, „und ich bitte um die Gnade, ihn Ihnen vorstellen zu dürfen — und der Comtesse,“ fügte er gegen Elsa gewendet hinzu, ihr zugleich die Photographie reichend, die ihm die Gräfin zurückgegeben.

Elsa nahm sie freundlich aber gleichgültig entgegen. Als

sie aber einen Blick darauf geworfen, konnte sie einen Ruf höchster, freudigster Ueberraschung nicht zurückhalten.

Man sah sich nach ihr um, aber sie flüchtete gegen das Fenster. Da stand sie, die Photographie noch immer in den zitternden Händen haltend, und doch kaum wagend, sie noch ein zweites Mal zu betrachten. Aber sie hatte ihn wohl erkannt, er war es, Arnold. Ihr Herz klopfte, ihre Augen umflorten sich; die Stimmen der andern umrauschten sie wie Wogen, aus denen nur der eine Refrain „er kommt!“ ihr wie ein kaum faßbares Glück zum Bewußtsein gelangte. Wie war auch mit einemmale alles anders geworden! Soeben noch hatte sie sich beengt und beängstigt gefühlt, wie gebannt unter eine Macht, der sie im tiefsten Innern widerstrebte, und die sie doch immer enger und enger umschloß, bis jede Kraft ihr versagte und sie sich rettungslos ihr dahingegeben fand, und nun —. Sie war frei, geborgen, gerettet! Zerstoßen waren alle Zweifel und jedes Angstgefühl. Er kam, sie sollte ihn wiedersehen, ihn wieder sprechen hören, wie damals, als er in der Stube ihres Vaters gestanden. Wie gut hatte sie ihn verstanden, und sie hatte ein so schönes Vertrauen zu ihm gefaßt. Er dachte wie sie, er empfand wie sie, er gehörte zu ihr, er würde sich schützend an ihre Seite stellen. Und jetzt hatte sie doch wieder das Bild zu ihren Augen erhoben, und sie betrachtete den schönen Männerkopf mit einem stillen sonnigen Lächeln. Dann hob sie ein klein wenig den Kopf und von der Seite blickte sie nach den anderen hin.

Sie waren in ein lebhaftes Gespräch gekommen. Der Baron sprach von Arnold; er gab einige Charakterzüge von ihm zum besten. Es tat ihr wohl, ihn loben zu hören; der Baron hatte auch wahrlich alle Ursache, auf seinen Sohn stolz zu sein. Aber warum verleugnete er ihn? Sie erinnerte sich mit einemmale wieder, was Arnold über dies Verhältnis ihrem Vater erzählt hatte. Es durfte nicht bekannt werden, daß Arnold der Sohn sei, weil ein Gesetz existire, daß dem Vater die Adoption seines Sohnes verbiete. Sie begriff dies nicht, aber wenn es ein Geheimnis bleiben sollte, sie würde es gewiß nicht verraten. In dem Augenblick erhob sich der Baron und schritt dem Fenster entgegen. Rasch legte sie die Photographie auf ein

kleines Tischchen, das in der Nähe stand. Reinthal hatte sich der Jardinière genähert, er wollte für die Damen einige Rosen brechen, und er neigte sich zugleich verstohlen dem jungen Mädchen entgegen.

„Ich hatte mich so darauf gefreut, Sie in meinem Hause zu begrüßen, und nun war es mir nicht einmal vergönnt, Sie zu fragen, wie es Ihnen bei mir gefällt, Komtesse?“

„Sehr, sehr gut, mir ist so wohl hier.“

Es waren die ersten Worte, die seit jener Freudenbotschaft über ihre Lippen kamen, sie hebten noch in glücklicher Erregung.

Er neigte sein Haupt dicht heran:

„Elsa!“ seine Augen suchten die ihrigen, sie hatten einen faszinirenden Glanz. „Sie machen mich glücklich, darf ich glauben, daß Sie mir gut sind?“

Sie sah zu Arnolds Vater mit einem lieben treuen Blick empor:

„Sie können es garnicht wissen, wie gut ich Ihnen bin.“

Der Baron stach sich in diesem Moment der glücklichsten Ueberraschung einige Stacheln in die Hand. Das war ja ein Geständnis, so bündig und klar, daß es den Diplomaten, den gewandten Eroberer der Frauen, der gewohnt war, stets auf Umwegen zum Ziele zu gelangen, verwirrte. Als er nach Elsas Hand haßte, sah er Cölestin neben sich stehen. Er hatte schon vorher bemerkt, wie der Priester das Mädchen nicht aus den Augen gelassen, jetzt mußte er auch das liebevolle und offenherzige Geständnis derselben vernommen haben. Es verdrosß Reinthal unsäglich und er warf den ihm verhassten Jesuiten einen grimmigen Blick zu. Jetzt riefen ihn die Damen und er beeilte sich die Blumen, mit denen er Elsa hätte schmücken mögen, ihnen huldigend entgegen zu bringen.

Der Priester war unbewegt neben Elsa stehen geblieben:

„Sie kennen diesen Arnold bereits,“ sagte er kalt und mit einer Bestimmtheit, die eine gegenteilige Antwort von vorne herein ausschloß.

Sie sah ihn an, groß und stolz.

„Ja,“ sagte sie kurz und sie wendete ihm den Rücken.

Er biß die Zähne auf die Lippen, daß sie bluteten . . . Der Hausherr hatte die Damen bis zum Wagen geleitet, der in dem mit Glas gedeckten Hofe stand.

Singend, beide Hände in den Rocktaschen, in übermüthiger Laune kam er zurück.

Alles war ihm nun entschieden, das Mädchen betete ihn an.

Eine Stunde später fuhr ein Wagen vor, und man meldete ihm die Ankunft des Doktor Lefebvre.

7. Kapitel.

Reinthal hatte seinen Sohn, dessen Auftreten in der Gesellschaft bereits mit seinen Plänen und Kombinationen eng verknüpft war, freundschaftlich und in jovialer Laune empfangen.

Er zeigte sich befriedigt, als ihm Arnold vertraute, daß sein staatswirtschaftliches Werk, die Arbeit mehrerer Jahre, vollendet sei, daß es in London herausgegeben sei und daß die gelehrte Welt sich damit zu beschäftigen beginne.

Reinthal versprach es zu lesen; er kannte Arnolds vortreffliche Feder, er schätzte seine Kenntnisse, aber er betrachtete doch dies alles nur als Vorarbeiten. Er war überzeugt, und nicht mit Unrecht, denn er kannte die heutige Gesellschaft, daß Arnolds Talente erst durch seinen mächtigen Einfluß, durch seine Verwendung Bedeutung erlangen würden.

Er wollte Arnold auf den Platz stellen, wo er ihn zu haben wünschte, und seine ferneren Arbeiten sollten unter seiner Leitung gemacht werden, damit sie ihm theoretisch den Boden ebneten und vorbereiteten, auf dem er, Reinthal, als künftiger Minister sich festsetzen konnte.

So erschien ihm denn Arnold als ein Freund und Vertrauter und er gab sich dem Sohn gegenüber so liebenswürdig, daß dieser von seinem Vater mehr als je bezaubert war.

Reinthal führte den jungen Doktor überall hin; in zwei Tagen hatte dieser einer Anzahl bedeutender Persönlichkeiten seine Aufwartung gemacht und eine noch größere Anzahl von

Unbedeutendheiten, wahrhafte Nullen, kennen gelernt. Ein Herrensouper, das Baron Reinthal am zweiten Abend veranstaltete, zu dem die gesammte jeunesse dorée geladen war, vervollständigte seine Bekanntschaften nach dieser letzten Richtung hin. Und nun kam die Soirée der Fürstin, die ihn den Damen der Aristokratie präsentiren sollte.

Reinthal wünschte ihn noch vorher bei Helene besonders einzuführen. Arnold, der wußte, daß Fräulein Barr im Hause der Gräfin Falkenau lebte, hatte bereits nach Helene gefragt, und sein Vater hatte die Gelegenheit benützt, ihm ein entusiastisches Bild von ihrer Schönheit und ihrer geistvollen Originalität zu entwerfen, worauf Arnold lächelnd versicherte, er werde sich der herrlichen Frau durchaus mit jener Ehrfurcht nähern, die eine künftige Baronin Reinthal von ihm zu fordern berechtigt sei.

Aber der Baron stellte dies lachend in Abrede, und versicherte, er würde Arnolds Bemühungen um die schöne Frau nach Kräften unterstützen. Er selbst denke allerdings daran, sich ein zweitesmal zu verheiraten, aber dann wäre es nicht mit der Gräfin, sondern mit ihrer Nichte, Komtesse Elsa.

Mit Fräulein Barr! hatte Arnold ausgerufen, und zwar mit dem Ausdrucke des ungemeinsten Erstaunens. Dies schien dem Baron zu pikiren und er bemerkte hierauf, daß wenn er in der That um ein so junges Mädchen freite, dies nur dann geschehen könne, wenn er die Ueberzeugung besäße, daß dieses Mädchen ihn liebe.

Arnold hatte diese Mitteilung schmerzlich überrascht. Elsa, das zarte blonde Mädchen, das ihm so frisch und unberührt erschienen, wie eine Blume im Morgentau, es sollte sein erstes Lieben an einen Mann hingeben, den das Leben schon so abgenützt, der alle Freuden im Uebermaß genossen hatte? Aber dieser Mann war noch schön, und er besaß ein großes Vermögen, er hatte eine glänzende Stellung. Sollte Elsa diese Vorteile bereits zu schätzen wissen, hatte sie sie vielleicht sogar in Berechnung gezogen?

Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in ihm auf.

Seit neun Monaten erst lebte sie in der großen Welt und doch schien sie darin schon festen Fuß gefaßt, schien sich durchaus ihr angepaßt zu haben.

Sie hatte also neuen Verhältnissen, die denen entgegengesetzt waren, in welchen sie aufgewachsen war, keinen Widerstand entgegengesetzt.

Aber besitzt denn ein Mädchen überhaupt Widerstandskraft? Sind denn nicht alle süßame, willenlose Geschöpfe, die es nie gelernt haben, eine Meinung zu haben, und noch weniger sie zu verteidigen? Es war etwas von Verachtung, das ihm bei diesem Gedanken die Lippen kräufelte. Er war in den letzten Monaten ganz von seiner Arbeit in Anspruch genommen gewesen und doch hatte er wiederholt des Mädchens gedacht. Seit jenem Abend, wo er allein in Elsas Zimmer gesessen, wo all die stummen Zeugen ihres Waltens und Denkens zu seinem Herzen gesprochen, war ihm ein so neues und schönes Bild von ihr aufgegangen. War es ein Trugbild gewesen? Er wollte es erfahren.

Als er ihr nach dem Tode ihres Vaters geschrieben und sein Eindringen in ihr Haus ihr mitgeteilt, hatte sie ihm bald darauf geantwortet.

Sie hatte ihm von ihrem Vater erzählt, liebevoll und ausführlich seine letzten Tage beschrieben; Tränen, der ganze Herzenskummer sprach sich noch in jeder Zeile aus. Dann hatte sie ihn gebeten, ihre Villa, die sie in der nächsten Zeit nicht zu beziehen gedente, als sein Refugium zu betrachten. Jederzeit stehe sie ihm geöffnet, zwar nicht in der Weise wie das letzte mal, hatte sie mit einer kleinen scherzhaften Wendung hinzugefügt. Ihr Rechtsanwält habe feste und eichene Türen dort anbringen lassen und andere Vorsichtsmaßregeln veranlaßt, die ein Eindringen sehr erschweren dürften, aber Georg Hofer, dem der Auftrag geworden, hie und da im Hause nachzusehen, würde ihm jederzeit die Schlüssel übergeben und für seinen längeren Aufenthalt selbst alle Vorkehrungen treffen.

Er hatte dieses so durchaus liebenswürdige Schreiben mit kurzen Dankesworten erwidert, aber damit war ihr Briefwechsel zu Ende gewesen.

Er empfand es jetzt erst, gleich einer Vernachlässigung, daß sie ihm nicht wieder geschrieben, aber sie bedurfte seiner auch nicht; niemals wohl hätte sie ihn zum Freund und Beschützer gewählt, und jetzt erfuhr er, daß sie Baron Reinthal liebe, seinen Vater.

Nichtsdestoweniger entstand eine heftige Reugier in ihm, ein brennendes Verlangen, sie wieder zu sehen.

Am nächsten Morgen hielt Reinthals Wagen vor dem kleinen Palais der Gräfin Helene Falkenau, das in der Vorstadt gelegen war.

Baron Reinthal und Doktor Lesebre wurden gemeldet und vorge lassen.

Sie trafen im Salon außer Helene deren Schwiegermutter, die siebenjährige Aglaya v. Falkenau, die, obwohl sie sich nur selten von ihrem Lehnstuhl erhob, doch offiziell dem Hauswesen der jungen Frau vorstand, hierauf den Grafen Robert Falkenau und Pater Celestin. Arnold in seiner Distinktion und männlichen Schönheit erregte die Aufmerksamkeit aller. Helene war voll Anmut und sprühend von Geist und guter Laune. Sie gab sich dem bürgerlichen Doktor gegenüber so ungenirt, daß die alte Gräfin Aglaya davon choquirt unruhig auf ihren Sitz hin und her rückte.

Graf Falkenau kam dem jungen Gelehrten mit Interesse entgegen; nur der Pater behielt seine reservirte beobachtende Haltung.

Als der Baron um die Gunst bat, bei der Comtesse einzutreten zu dürfen, um ihr den Doktor vorzustellen, erhob sich Celestin, und ehe noch ein Diener mit dieser Mission betraut werden konnte, erbot er sich in ihre Appartements hinüber zu gehen und anzufagen, ob sie die Herren bei sich empfangen oder im Salon ihrer Tante erscheinen wolle.

Der Pater ließ sich durch die alte Gerta, die mit Elsa hieher gekommen war, bei dieser melden und erhielt die Antwort, daß die Comtesse heute nicht empfangen und um Entschuldigung bitten lasse.

Celestin hatte diesen Refus vorausgesehen, er hatte darauf gerechnet, um ihn den beiden Herrenden zu überbringen, so ihre Bemühungen, Elsa zu sehen und zu sprechen, vereitelnd. Mit Schadenfreude hätte es ihn erfüllen sollen, daß der Coup so gut gelungen, und doch empfand er in dem Augenblick nur den Stachel der persönlichen Beleidigung, die ihm das Mädchen angetan.

Seine Züge verzerrten sich im Schmerz, aber nur einen Augenblick hatte er die Gewalt über seine Muskeln verloren, dann hüllte er sich fast hochmuthsvoll in seine Würde und kalt, mit freundlich vornehmer Ruhe, kehrte er in Helenens Salon zurück und überbrachte Reinthal einen Bescheid, der ihm doch nur allein gollten.

Der Baron und Arnold mußten sich entfernen, ohne die Comtesse gesehen zu haben, aber beide vertrösteten sich auf den Abend, wo Elsa auf der Soirée der Fürstin erscheinen sollte.

8. Kapitel.

Der große Empfangssaal der Fürstin Lilli war glanzvoll erleuchtet und eine glänzende Gesellschaft war es, die sich darin bewegte.

Es war die letzte Soirée, welche die Fürstin in dieser Saison veranstaltete. Bald nach den großen Frühjahrsrennen, welche in der ersten Hälfte des Mai abgehalten wurden, pflegte der Hof die Residenz zu verlassen, und das war zugleich das Signal für die Aristokratie, sich ebenfalls nach ihren Landgütern zu begeben. Diese Soirée war daher überaus gut besucht, man war übrigens im voraus sicher, sich bei der Fürstin Lilli stets vortrefflich zu amüsiren. Ihr Gatte, ein geschickter Diplomat, gehörte der kirchlichen und konservativen Richtung an, von ihr wußte man, daß sie das Vergnügen über alles liebe.

Diese bekannte Weltlichkeit der Dame, die nicht mehr jung

und niemals schön gewesen war, die aber Temperament und die Gabe Lustbarkeiten zu erfinden besaß, war bei Hofe übel vermerkt worden und man hatte ihr dies bei verschiedenen Gelegenheiten fühlbar zu machen gewußt.

Sie kümmerte sich nicht darum; ihre Soireen, zu denen sie gerne Künstler und junge Männer von Talent lud, behielten ihr Renommé, und sie verstand es nach wie vor, all diejenigen, bei denen sie etwas durchsetzen wollte, ihrem Willen dienstbar zu machen.

Sie saß an diesem Abend in mattweißer Seidenrobe in einer kleinen Causeuse von dunkelbraunem Plüsch, die Taille ihres Kleides war tief ausgeschnitten, und da sie entsetzlich mager war und jeder sinnbetörenden Rundung entbehrte, so konnte man ungehindert und weit hinab die Anatomie ihres Knochengestüses verfolgen. Ungeachtet der Enge der Robe hatte sie ein Bein über das andere gelegt, und trotz der immensen Schleppe, die in Bindungen sie umringelte, konnte man hier wieder das elegante Schuhwerk und die gestickten seidenen Strümpfe weit hinauf bewundern. Ihr kleines unregelmäßiges Gesicht trug eine dicke Puderschicht; ihre dunklen lebhaften Augen erhielten durch die starke Malerei der Brauen und Wimpern etwas Bieriges und Flammendes zugleich und ihr kapriziöser Mund mit den dünnen Lippen sah durch die rote Lippenminke noch karrikirter aus. Sie hatte so ganz jenen reizenden Chic, jene süße Halbweltallüre der pariser Courtisane, die auch in der großen Welt Mode geworden.

Sie wiegte ihren dünnen Leib schaukelnd hin und her, gestikulirte mit den entblößten dünnen Armen herum und plauderte und lachte.

Neben ihr saß, ebenfalls defolletirt, Prinzessin Marie, eine Frau, die den Sommer des Lebens längst überschritten; ihr starres saures Gesicht war von bemerkenswerter Häßlichkeit. Sie trug herrliche Diamanten und sah unter diesem Gesunkel ungemein steif und langweilig aus. In ihrer eingebildeten Hoheit glaubte sie ein Recht zu haben, alle diejenigen, die sie an Rang tief unter sich glaubte, zu verachten. Ihrer großen Ummaßung kam allein ihre große Unwissenheit gleich.

Gräfin Dönhof, die ihre Grobheiten Elsa soeben vorge stellt, hatte in dem Fauteuil neben Ihrer Hoheit Platz genommen. Daran schloß sich im Cercle eine Anzahl der verschiedensten Persönlichkeiten. Lilli liebte es, mit vielen auf einmal zu konversiren, und in ihrer Lebhaftigkeit sprang sie dann oft auf, winkte diesen herbei, rief jenen an, weil sie einen momentanen Einfall sofort an den rechten Mann bringen mußte.

Jetzt klopfte sie mit dem kleinen Füßchen wiederholt auf den Boden, sie erwartete eine fremdländische Majestät und sie war ungeduldig, daß sie noch nicht erschienen war.

„Auch Toto, unser Toto kommt, ce petit farceur ravissant!“ rief sie laut, mit diesem Kosenamen einen beliebten Schauspielers bezeichnend, und sich rasch nach einem Herrn umwendend, der hinter ihr stand, sagte sie dezidirt: „Ich erkläre ihn für unseren besten Komiker, er ist der einzige der Couplets singen kann.“

Sie nickte, als ihr dies Urtheil bestätigt wurde, und sich in fast epileptischer Weise wieder nach einer anderen Seite schnellend, fuhr sie in gleicher Lebhaftigkeit fort: „Der König, unser Gast, ist entzückt von seinem Vortrag, er findet Totos Mimik köstlich; er will ihn auch jeden Abend hören, nichts könne ihn so belustigen als seine Späße, behauptet er, Toto wird dafür auch den Christusorden erhalten.“

Der fromme aber geistvolle Prinz Stein, der ihr gegenüber saß, schnitt eine Grimasse. Es verletzte ihn immer, wenn der hohe Adel das Komödiantentum öffentlich protegirte. Inzuehem konnte man das halten wie man wollte, und in der That konnten sich besonders dessen Trägerinnen solcher heimlicher Auszeichnungen von ihm erfreuen.

„Seine Majestät nimmt den Späzmacher wohl gleich mit sich auf die Reise?“ sagte er scharf.

„Ich denke doch nicht,“ rief Lilli lachend, „da der König ja nach Palästina geht, das heilige Grab zu besuchen.“

„Ach Palästina!“ rief Prinzessin Marie, fromm entzückt die Augen verdrehend, „Sie wissen, Carlos, ich war in Palästina.“

„O ja,“ sagte Prinz Stein und sein großer ausdrucksvoller Mund verzog sich ironisch, während er mit seiner weißen Hand, von der er den Handschuh gezogen, in rascher, schnellender Geberde, gleich einem Hunde sich hinter den Ohren kratzte.

Er wußte was ihn bedrohte und daß sie nun zum hundertstenmale die Geschichte ihrer Wallfahrt zum besten geben würde.

Aber er wollte ihr wenigstens die Vorrede abschneiden und ein direktes Draußlosgehen erleichtern.

„Ich weiß, ich weiß, Sie hatten da höchst interessante Erlebnisse, und Hoheit haben selbsteigenhändig Wasser aus dem Jordan geschöpft.“

„Aus dem heiligen Flusse — zwei Maß voll — ich bewahre es noch in kupfernen Flaschen,“ versetzte sie hoheitsvoll und wichtig. Dann sich an Gräfin Dönhof wendend, die diese Geschichte ebenfalls bis zum Ueberdruß kannte, fügte sie gnädig hinzu: „Wenn Sie einmal heftige Migräne haben, Liebe, dann schicken Sie doch zu mir, ich werde Ihnen einige Tropfen davon geben. Sie verdünnen sie mit Eau de Cologne, reiben die Stirne damit ein, und die Wirkung ist eine wunderbare.“

„Besten Dank, Hoheit, für Ihre Güte.“

Die Prinzessin fuhr mit einem Lächeln der Genugthuung fort: „Ich bin an den vier heiligen Orten, in Zion, in Bethlehem, in Gethsemane und am Kalvarienberg gewesen, und habe von all diesen Orten mir heilige Erde mitgebracht. Sie wird mir in der Sterbestunde außs Herz gelegt werden, die Seele geht dann ohne Kampf hinüber.“

„Es sind köstliche Reliquien, die Sie da errungen,“ bemerkte Prinz Stein, „aber,“ fügte er böshaft und mit einem Sarkastischen Lächeln hinzu, „Sie haben auch minder angenehme Dinge von dort mitgenommen.“

„Carlos, woran erinnern Sie mich!“ rief sie mit einer Geberde des Abscheues, und sich hierauf in aufgeregter Wichtigkeit an die Gräfin wendend, „teure Natalie, Sie können sich keinen Begriff machen, was ich an dem heiligem Orte gelitten habe, von — stellen Sie sich vor, es gab da — in Unzahl waren sie vorhanden, die —“

Sie küßelte ihr ein Wort in das Ohr.

Der Prinz erhob sich mit einem diskreten Lächeln, er wollte die Prinzessin in weiteren vertraulichen Mitteilungen nicht stören. Diese winkte die Gräfin noch näher an sich heran. Wie die Menschen gerne von einer großen überstandenen Gefahr, in der sie geschwebt, erzählen, so liebte sie es von jener unerhörten Peinigung zu sprechen, der sie, die Hochgeborene, in Palästina ausgefetzt gewesen, und die sie selbst während ihrer Andachtsübungen am heiligen Grabe zu einem fortwährenden Kraxen zwang.

Elfa war von der Tochter des Hauses, der jungen Prinzessin Amélie in Empfang genommen worden. Es schien die bereits versirte junge Dame zu unterhalten, Elfa, den Neuling, in der Gesellschaft zu orientiren. Mit großer Geschicklichkeit, in kurzen aber treffenden Ausprüchen charakterisirte und klassifizierte sie die einzelnen Persönlichkeiten. Mit heuchlerischer Demut von denen bei Hofe Einflußreichen sprechend, mit böshafter Medisance von den anderen.

Einige junge Damen, die soeben eintraten, bewitzelte sie in unarmherziger Weise; sie konnte sich nicht versagen, gewisse Anekdöthen, die stark an das Skandalöse streiften, ihrer Gefährtin in das Ohr zu flüstern. Hierauf ging sie auf die also bezeichneten zu, begrüßte sie auf das herzlichste und küßte diejenige, der sie das Schlimmste nachgesagt, auf den Mund.

Man schritt einem Etablissement zu und grupperte sich hier; einige Herren kamen sie zu begrüßen und setzten sich zu ihnen.

Man konversirte in jenem ungezwungenen lebhaften Ton, an den Elfa im Hause ihrer Tante sich gewöhnt hatte, und der ihr zusagte. Man scherzte, man lachte, man ironisirte, aber es war in dem allen etwas, das ihrem keuschen Sinn neu war, das sie verwirrte, und das immer zu deutlicherem Ausdruck gelangte. Die weißen glänzenden Schultern und tiefdekolletirten

Büsten der jungen Damen schienen wie von Lust durchbebt, und ihr Lachen wurde herausfordernder, ihre Augen sprachen eine vielberedte Sprache; und dann gab's wieder ein Flüstern, ein Nichern, ein Seufzen, und die Blicke flogen von einem Kavaliere zum anderen, als wollten sie alle erobern, alle zu Sklaven machen, und diese exaltirt, berauscht von so viel Gefallsucht, die sie bei diesen Frauen entfacht, wurden kühner in Blick, in Wort und Geberden und sie brachten all ihre Frivolität unter diese Jugend, die in dieser Atmosphäre zu schwelgen schien.

Elfa in ihrer Schönheit und als eine neue Erscheinung in dem Kreise wurde von allen bemerkt und bewundert.

Dreiste begehrlche Blicke waren es, die den ihrigen zu begegnen suchten.

Sie hatte anfänglich in den heiteren Ton mit eingestimmt, jetzt schwieg sie in heftiger Beklemmung. Auch ihr Blut wallte rascher, es klopfte in ihren Pulsen, es stieg als Erröten in ihre Wangen.

Sie empfand den prickelnden Reiz, der von außen auf sie wirkte, und zugleich ein Gefühl des Widerwillens; etwas, das sich dagegen auflehnte.

Was war es denn nur, das sie wie ein Taumel erfaßte und so erregte?

Eine unbestimmte Angst überkam sie.

Eine Anzahl Damen und Herren traten herzu, neue Gruppen formten sich.

Elfa gelang es, sich zu entfernen.

Sie sah sich vor einer Thür. Die Portieren waren herabgelassen, sie teilte sie und trat rasch ein, aber behender noch als sie gekommen schlüpfte sie wieder zurück.

In dem Fond des Gemaches hatte sie ein Flüstern und unterdrücktes Nichern vernommen, und sie hatte Helene erblickt, die neben einem großen schönen Manne stand, der plötzlich seinen Arm um ihre Taille legte und sie umschlingend, die junge Frau an sich heranzog.

Sie glaubte noch den Kuß zu hören, den er auf ihre Wangen drückte.

Als Elfa wieder in dem gedrängt vollen Saale stand, schien es ihr, als wehte ihr ein heiß erglühender Brodem daraus entgegen.

Sie fühlte, daß sie zitterte.

Pater Cölestin trat auf sie zu und bot ihr seinen Arm.

Sie beantwortete seine Fragen nur einsilbig, sie hatte Mühe sich zu sammeln. Sie schritten dem Zirkel, den die Fürstin um sich versammelt, wieder entgegen, als Elfa plötzlich stehen blieb.

Sie hatte Baron Reintal bemerkt und an seiner Seite einen jungen Mann, der soeben der Fürstin vorgestellt worden war.

Ihr Herz begann stürmisch zu pochen; es mußte Arnold sein.

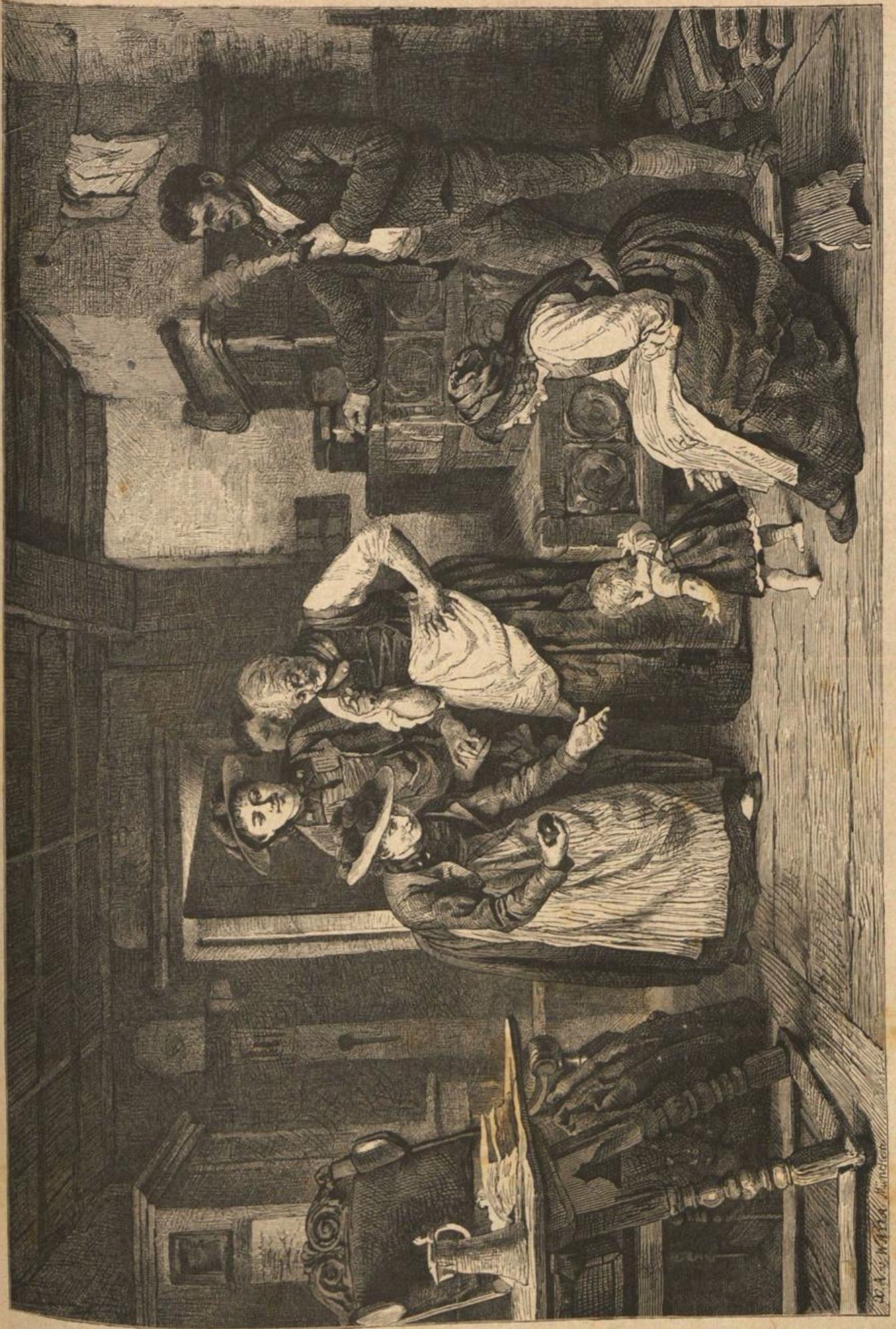
Pater Cölestin hatte sie zu einem Fauteuil geleitet, mechanisch nahm sie darin Platz, ihre Hände blieben ineinander gepreßt, ihre Augen sahen unverrückt nach dem neuen Gegenstand ihres Interesses. So war er also gekommen, und sie sah ihn wieder, sah ihn hier, unter den fremden Menschen! Warum war er heute Mittag nicht zu ihr gekommen, da er doch bei Tante Helene gewesen? In ihrer kleinen Stube hätte sie ihn zuerst begrüßen und ihm die Hände schütteln mögen.

Aber war es denn wirklich Arnold, der hier vor der Fürstin stand? Sie hatte ihn damals gesehen in der groben Lodenjade, einfach und schlicht, wie er ihrem Vater seine Lebensschicksale und seine künftigen Pläne mitgeteilt. Und jetzt — sie fand ihn so verändert, durchaus vornehm in seiner Haltung, in seinem ganzen Auftreten, durchaus dem Kreise angepaßt, in dem er sich befand. Und um den Mund, der sie so milde angelächelt, lag jetzt ein Zug von Ironie. O gewiß, er war ganz anders, aber war er nicht schöner noch?

Sie errödete; sie wußte nicht wie es kam, daß sie in diesem Augenblick seine Schönheit so tief empfand.

Die Fürstin hatte ihm die Hand gereicht und — er konnte wohl nicht anders, er drückte sie leicht an seine Lippen.

Jetzt bedeutete sie ihm an ihrer Seite plaz zu nehmen, und begann sofort lebhaft mit ihm zu plaudern. Sie schien noch



Der erste Lebensschritt. Nach einem Gemälde von Kurzbauer. (Seite 170.)

lustiger als vorher, ihr Lachen klang herausfordernd und ihre glänzenden Augen senkten sich einigemal tief in die seinen. Als sie ihn entließ, winkte sie Helene zu sich, die am Arme des Prinzen Heinrich herangekommen war und mit Reinthal einige Worte gewechselt hatte.

„Er ist süperb,“ flüsterte ihr die Fürstin zu, und dann lauter: „Warum hat ihn uns Reinthal nicht früher gebracht, warum erst jetzt, zu Ende der Saison? Wie gut hätte ich ihn bei den lebenden Bildern verwenden können. Tasso am Hof Alfonso's hätte dann nicht ausbleiben dürfen. Er wäre ein

Tasso, wie er lebt und lebt, der verkörperte Idealismus, und wir beide die passendsten Leonoren, was meinst du dazu?“

„Daß er deines Interesses werth ist,“ erwiderte Helene mit einem Lächeln der Befriedigung, „Reinthal rechnet auch darauf, er hofft einen Posten bei einer Gesandtschaft für ihn zu erhalten.“

„Da müßte er fort, bewahre! wir werden ihm schon etwas suchen, er soll bei uns bleiben.“

„Der König kommt,“ hieß es plötzlich, und die Nachricht brachte alles in Bewegung.

(Fortf. folgt.)

Luther und die Volksbewegung seiner Zeit.

Von Rosus.

Man kann sich kaum ein glänzenderes Bild vorstellen, als dasjenige ist, welches Deutschlands Außenseite zu Ende des Mittelalters darbietet. Der Welthandel, dessen Mittelpunkt es ist, hat Deutschland zum reichsten Lande Europas gemacht; seine Schiffe durchsurchen alle Meere, und kaum ist Amerika entdeckt, als es auch dorthin seine Handelsfäden zu spinnen beginnt. Die Hofhaltungen der weltlichen und geistlichen Fürsten entfalten einen unerhörten Luxus, der noch von dem großen Handelshäuser in Augsburg und Nürnberg überboten wird, und mit ihnen wetteifern die Patriziergeschlechter in den Städten nach Kräften. Die Wissenschaften, und besonders das Studium der Schriften des Altertums, werden gepflegt; das Kunstgewerbe hat eine Höhe erreicht, die es vollkommen ebenbürtig neben das des damaligen Italiens stellt, eine Höhe, zu der es noch heute nicht wieder sich emporgeschwungen hat, geschweige daß es sie überholt hätte. Malerei und Bildgießerei stehen in schönster Blüte, und auch die deutsche Dichtkunst beginnt aus Jahrhunderte langem Starrkrampf zu erwachen; Ulrich von Hutten singt die besten seiner markigen Lieder in deutscher Sprache, und in Nürnberg versucht sich die deutsche Nachfolge in allerlei Weisen.

Blickt man hinter das Bild, so gähnen uns die schwärzesten Schatten an. Das kaiserliche Haupt des Reiches selbst war ein Schatten, und seine Ohnmacht hatte in den ehemaligen Basfallen eine zahllose Schaar von Despoten aufwachsen lassen, die ihren Grundbesitz mit schrankenloser Willkür regierten. Nur dem Namen nach erkannten sie den Kaiser als ihren Oberherrn, und wie diese Grafen, Fürsten und Prälaten, so herrschten die freien Städte mit absoluter Gewalt über ihre Untertanen. Unter einander suchten und nahmen sie das Recht mit dem Schwerte und vom Schwerte, d. h. vom Straßenraube lebte der niedere Adel, insofern er noch nicht zum Bauern herabgedrückt worden. Der allgemeine Landfrieden stand auf dem Papier und das Reichskammergericht hatte keine Macht, um seine Entscheidungen, wenn die Prozesse einmal bis dahin gediehen waren, durchzusetzen. In den Städten lag alle Gewalt bei den adeligen Geschlechtern, den Patriziern; die ganze übrige Bürgerschaft war von jedem Anteil an der Regierung ausgeschlossen, das Handwerk durch Zunftgesetze eingeschnürt, deren Enge die überschüssige Arbeitskraft der Bettelerei, dem Vagabundentum und Verbrechen in die Arme trieb. Die Bauern, die ursprünglich als freie Leute den Acker ihrer Dorfgemeinden bebaut hatten, waren bis auf wenige kümmerliche Reste unter das Joch der Leibeigenschaft gezwungen worden. Die Bezeichnung für sie als „arme Leute“ ist viel zu milde. Das Vieh hatte es besser als sie. Frohn- und Kriegsdienste und Steuern ohne Ende an Kirche und Grundherrschaft sogten ihnen das Mark aus den Knochen. Dazu kam, daß die Fehden, welche ihre Herren gegen einander führten, auf ihre Kosten gingen. Denn in der Hauptsache bestand diese Kriegsführung darin, daß die adeligen Herren die Dörfer ihrer Gegner überfielen, das Vieh wegtrieben, die Felder verwüsteten, die Häuser niederbrannten und einzelne Bauern solange in ihren scheußlichen Verliesen gefangen hielten, bis

sie ein erkleckliches Lösegeld aufgetrieben hatten. Ist es da ein Wunder, wenn nach der Dämpfung des Bauernkriegs ein junger Bauer auf dem Weg zur Nichtstätte in die herzzerreißende Klage ausbricht: „Ach Gott, ich soll schon sterben und hab' mich noch nicht ein einzigesmal in meinem Leben an Brod satt gegessen!“

Wie es unter solchen Umständen mit der Volksbildung beschaffen war, braucht kaum gesagt zu werden. Die Unwissenheit war arg, nicht nur bei den Laien, sondern auch bei der niederen Geistlichkeit. Die Mehrzahl von ihr verstand nicht einmal den Sinn der Gebete, die sie in einem schrecklichen Latein plärrte. In den Briesen der Dunkelmänner, an denen Ulrich von Hutten mitarbeitete, finden wir diese Unwissenheit in so köstlicher Weise karriert, daß die ganze Nation über die Pfaffheit lachte.

Als allgemeines Zeichen der Zeit aber ist die Unsittlichkeit zu betrachten, welche von oben her alle Stände der Gesellschaft durchsickerte. Und niemand übertraf an unergründlicher Lächerlichkeit die Mönche und Pfaffen.

Diese Unsittlichkeit des Pfaffentums, mit der dessen Geiz und Herrschsucht Hand in Hand gingen, hatten schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts in der Kirche selbst das Bedürfnis einer Reform an Haupt und Gliedern fühlbar gemacht. Zwar richtete sich die Opposition im Schoße der Geistlichkeit zunächst gegen die heillose Geldwirtschaft des römischen Hofes, die durch Benefizienwucher, Amaten, Kanzleigebühren, Reservationen, erledigte Pfründen, Zehnten und andern Finanzkünste die ganze Christenheit ausbeutete, aber es standen nun auch im deutschen Reiche Prediger auf, welche, weitergehend, gegen den unmoralischen Lebenswandel der Geistlichkeit, die Mönchsorden und gegen einzelne Lehren der Kirche öffentlich das Wort ergriffen. Johann Huß wurde freilich verbrannt, jedoch seine Lehre durch Missionäre weithin verbreitet. Die Zahl der Reformatoren mehrte sich, kühner wurden ihre auf die Bibel sich stützenden Angriffe; Prädikanten, umgekehrte Männer aller Stände, die sich an ihrer Begeisterung entzündet hatten, durchzogen Deutschland in allen Richtungen. Der Damm, welchen die Geistlichkeit um sich und ihre Kirche aufgeworfen, hatte ein Loch bekommen, und vollends durchbrochen ward er, als Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Sätze gegen den Ablasshandel der Päpste an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg nageln ließ.

Luther, der anfänglich die Rechte hatte studiren wollen, durch den gewaltigen Eindruck aber, den ein Gewitter auf ihn machte, in den Orden der Augustiner einzutreten bewogen worden war und 1507 die Priesterweihe empfangen hatte, hatte auf einer Wallfahrt nach Rom, die er vier Jahre später unternahm, einen Blick in die Fäulnis der Kirche an Haupt und Gliedern geworfen, der ihm „die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift“ verwandelte. Der schmachvolle Handel, den Papst Leo X. durch Tezel und andere Hausirer in Deutschland mit dem Ablass trieb, indem jeder für sein Geld sich Vergebung der Sünden kaufen konnte, brachte die sittliche Empörung Luthers, der inzwischen (1515) an der Universität

Wittenberg die Würde eines Doktors der Theologie erhalten hatte, zum hellen Ausbruch, und flammende Streitschriften gegen die Römlinge, den Primat des Papstes, die Unfehlbarkeit der Konzilien vollendeten seinen Bruch mit der katholischen Kirche.

Es ist begreiflich, daß bei dem politischen und kirchlichen Zustande, in welchem Deutschland sich damals befand, die von den Reformatoren ausgestreute Saat in allen Schichten der Gesellschaft auf fruchtbaren Boden fallen mußte, namentlich in dem von geistlichen und weltlichen Herren bis aufs Blut geschundenen und so gut wie rechtlosen Bauernstande. Zum erstenmale wurde dem armen Manne wieder die seit Jahrhunderten versiegte Quelle der Tröstung und Erhebung im Glauben erschlossen, und wenn der unerträgliche Druck der Herren ihn schon hier und dort zur Empörung getrieben hatte, so erfuhr er nun, daß seinem Verlangen nach Gerechtigkeit und einem menschenwürdigen Dasein das göttliche Recht zur Seite stehe und die Bibel seine Forderungen stütze. Wie feurig nun auch die Prädikanten zu ihm redeten, so klar und gewaltig wie Luther in seinen ersten Schriften, durch die überall revolutionäre Gedanken hindurchblitzen, stand keinem das Wort zu Gebot. Wie mußte es nicht zünden, wenn er im Jahre 1517 wider die Bischöfe schrieb: „Wenn ihr rasend Wüthen einen Fortgang haben soll, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rat und Arznei, ihn zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu täten, sich rüsteten, und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen, und einmal des Spiels ein Ende machten, mit Waffen, nicht mit Worten. So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Kezer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädlichen Lehrer des Verderbens, als Päpste, Cardinale, Bischöfe und das ganze Geschwäre der römischen Sodoma mit allerlei Waffen, und waschen unsere Hände in ihrem Blute?“ Freilich fügt er ganz am Ende den kurzen Satz hinzu: „Aber wir lassen Gott die Rache.“ Wer aber konnte darauf irgend welches Gewicht legen? Es tat es auch niemand. Und trotzig verbrannte er am 10. Dezember 1520 öffentlich vor dem Elstertore zu Wittenberg die Bulle des Papstes, durch die er in den Kirchenbann getan wurde, nachdem er noch kurz zuvor die inhaltsschwere Schrift an den Adel deutscher Nation hatte ausgehen lassen. Darin hatte er es ausgesprochen, daß die große Not und Beschwörung, welche alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland, drücken, ihn jetzt zwingen zu schreien und zu rufen, ob Gott jemand den Geist geben wollte, die Hand zu reichen der elenden Nation. Er hatte in dieser Schrift die Aufhebung oder Umgestaltung der christlichen Stifter, die Unterwerfung der gesammten Christlichkeit, auch des Papstes, unter die weltliche Obrigkeit, die Abschaffung aller bisherigen Abgaben an den Papst und aller seiner weltlichen Macht, die Verjagung der päpstlichen Gesandtschaften aus Deutschland gefordert und den christlichen Adel ermahnt, dem Unwesen sich zu widersetzen. „So helf uns Gott — schloß er — daß wir unsere Freiheit erretten; es gebe der Papst her Rom und alles was er hat vom Kaisertum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebührt.“

Man sieht, daß bei Luther in dieser ersten Periode seiner reformatorischen Tätigkeit Religion und Politik noch eng miteinander verbundene Elemente sind. Wie sehr aber mußte das Volk seinen Mut gehoben fühlen, als es diesen Mann im Jahre darauf auf dem Reichstage zu Worms furchtlos vor Kaiser, Prälaten und Fürsten seine Ueberzeugung verteidigen sah, auf niemand gestützt als sich selbst!

Inzwischen schien der Helfer der Nation, nach welchem Luther rief, bereits gefunden zu sein, und Ulrich von Sickingen wies ihn dem Reformator. Es war Franz von Sickingen.

Aus einem reichen, mächtigen und reichsfreien Adelsgeschlechte Frankens im Jahre 1488 entsprossen, erscheint in Franz von Sickingen die Herrlichkeit eines Ritters, wie er Anarchist und König auf seinen Burgen war, noch ein letztesmal in blen-

dendem Glanze, ehe sie für immer erlosch. Der Geschichtsschreiber Zimmermann nennt ihn einen Helden voll der Kraft und Biederkeit der alten Zeiten, mit der sich nach adeliger Ansicht das Faustrecht und Raubrittertum wohl vertrag, kühnen Mutes und hochfliegenden Geistes; glücklich in manchem Kriegsunternehmen, hatte er seinen Reichtum wie seinen Ruhm auf eine hohe Stufe gebracht. Ein einfacher Freiherr, hatte er sich sieghaft nicht bloß mit Seinesgleichen, sondern mit großen Reichstädten, mit Fürsten und Kurfürsten gemessen. Und Ulrich von Hutten, der lorbeerbekrönte Dichter schreibt von ihm: „Wahrlich, eine größere Seele gibt es nicht in Deutschland. Ein Mann, wie ihn Deutschland seit lange nicht mehr gehabt hat. Ich hoffe gewiß, daß Franz unserer Nation große Ehre bringen wird.“

Franz von Sickingen hatte längst erkannt, daß es gegen die wachsende Fürstenmacht für den Adel keinen anderen Schutz gebe, als ihr in fester Vereinigung die Stirn zu bieten. Ein Ritterbund, dem als letztes Ziel die Beseitigung der weltlichen und geistlichen Fürsten und die Wiederherstellung eines mächtigen Adels unter einem kaiserlichen Oberhaupte vorschwebte, war bald gebildet. Ulrich von Hutten aber, der 1519 mit Sickingen bekannt wurde, erweiterte die Idee zu der einer allgemeinen politischen und religiösen Reform. Der niedere Adel sollte mit dem Bürgertum, ja mit dem Volke überhaupt Hand in Hand gehen, um gegen die Gewalttätigkeit der Fürsten und der Geistlichkeit die allgemeine Freiheit zu retten. Zu diesem Behufe erließ er an die freien Städte deutscher Nation ein Manifest, worin er als furchtbarer Ankläger gegen die Sünden der Fürsten, ihre Anmaßungen, ihre Gewalttätigkeiten und Ungerechtigkeiten austrat und die Städte aufforderte, mit dem Adel sich zu verbinden, um die fürstliche Macht zu brechen. Wie weit ihm dies gelang, läßt sich nicht mehr ermitteln; denn das Unternehmen scheiterte rasch und bei dem Brande, der Sickingens Besitze, den Landstuhl, verzehrte, ging die gesammte Korrespondenz zu Grunde. An das Volk ließ Hutten das Gesprächbüchlein „der Neukarsthan“ ausgehen, mit angehängten 30 Glaubensartikeln, „so Junker Helfrich, Reiter Heinz und Karsthan mit sammt ihrem Anhang hart und fest zu halten beschworen haben.“ Die kleine Schrift ist ächt volkstümlich, voll des tiefsten Hasses gegen alles, was auf das Gewissen, häusliche Glück und den Beutel des gemeinen Mannes drückte.

Begreiflicherweise war Hutten alles daran gelegen, für seinen großartigen Plan einen Mann von dem Mute und der Bedeutung Luthers zu gewinnen. So schrieb er denn unter dem Wahlsprüche: „Wach auf, du edle Freiheit!“ an Luther: „Wir haben dennoch hie etwas ausgerichtet und fortgesetzt; der Herr sei fürder auf unserer Seite, und stärke uns, um dessen willen wir uns jetzt hart bemühen, seine Sache zu fördern und seine heilsame, göttliche Lehre wiederum lauter und unverfälschter hervorzubringen und an den Tag zu geben. Solches treibt Ihr gewaltig und unversehrt; ich aber nach meinem Vermögen, so viel ich kann. Seid nur keck und beherzt und nehmt gewaltig zu und wanket nicht. Ich will Euch in allem, es gehe, wie es wolle, getrost und freundlich beistehen; deshalb dürft Ihr mir hinfort ohne alle Furcht alle eure Anschläge kühnlich offenbaren und vertrauen. Wir wollen durch Gottes Hülfe unser aller Freiheit schützen und erhalten, und unser Vaterland von allem dem, damit es bisher unterdrückt und beschwert gewesen, getrost erretten. Ihr werdet sehen, Gott wird uns beistehen. So dann Gott mit uns ist, wer ist wider uns?“

Luther antwortete darauf: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen versehte. Durch das Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wieder in Stand kommen, und der Antichrist, wie er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen.“

Was das bloße Wort gegen die bewaffnete Faust ausrichten sollte, ist nicht einzusehen. Es hatte sich in Luther eine Wandlung vollzogen. Schon im Jahre zuvor hatte sie sich in seinem bereits erwähnten leidenschaftlichen Anruf an den Adel deutscher

Nation angekündigt, indem er am Schluß verlangt, die Sache Gott zu überlassen, als ob die kirchliche Gewalt sich ihrer weltlichen Herrschaft auf Worte hin begeben würde. Jetzt, nach dem Reichstage zu Worms, vollendete sich in der Zurückgezogenheit auf der Wartburg, wo er mit der Verdeutschung der Bibel beschäftigt war, die Wandlung, und das politische Element ward ausgeschieden. Freilich, als dann im Herbst 1522 Sickingen mit dem Feldzuge gegen den Erzbischof von Trier den Kampf gegen die deutschen geistlichen Fürsten eröffnet hatte, da regte sich auch wieder in Luther die gewaltsame, auf Entscheidung dringende Natur und er schrieb: „Ich weiß es, man wendet mir ein, es sei Gefahr, daß ein Aufruhr gegen die geistlichen Fürsten erregt werde. — Darauf antworte ich: Aber wenn das Wort Gottes vernachlässigt wird und das ganze Volk untergeht? — Wenn die geistlichen Fürsten nicht hören wollen Gottes Wort, sondern wüten und toben, mit Bannen, Brennen, Morden und allem Uebel, was begegnet ihnen billiger, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und dessen wäre nur zu lachen, wenn es geschähe.“ Desgleichen ferner: „Alle, die dazu tun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bistümer verfallen und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gotteskinder und rechte Christen, sie streiten wider des Teufels Ordnung. — Es sollte ein jeglicher Christ dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei ein Ende nehme, und fröhlich den Gehorsam gegen sie mit Füßen treten, als Teufelsgehorsam. — Das sei meine, Doktor Luthers, Bulle, die da gibt Gottes Gnade, zur Lehre allen, die ihr folgen. Amen.“

Leider war Sickingen, trotz der Mahnung erfahrener Freunde, zu früh losgebrochen. Die Ueberrumpelung Triers mißlang. Die benachbarten Landesfürsten griffen zu den Waffen, der Zuzug, auf den er gerechnet hatte, und den zu beschleunigen Gutten und andere Freunde forteilten, blieb aus; er mußte sich auf seine Burg Landstuhl zurückziehen, deren noch frische Mauern den Kugeln schlechten Widerstand leisteten. Eine schwere Verwundung hatte am 7. Mai 1523 Sickingens Tod zur Folge. Gutten, sein genialer Freund, überlebte ihn nur wenige Monate; er starb, erst 35 Jahre alt, in dem Pfarrhause auf der Insel Affnau im Zürichsee, wohin den armen, hilflos in der Schweiz umherirrenden Flüchtling Zwingli empfohlen hatte.

Man kann kaum bedauern, daß das Unternehmen scheiterte, denn es wäre im günstigsten Falle ein Stückwerk geblieben und die Zersplitterung Deutschlands durch die Verwandlung geistlicher Kurfürstentümer in weltliche ebensowenig aufgehalten worden, wie sich die Hoffnung Gutten auf eine geläuterte Wiedergeburt des niedern Adels erfüllt hätte. Der bald darauf ausbrechende Bauernkrieg lieferte den Beweis, daß dieser Adel keineswegs gewillt war, zum Wohl des Allgemeinen auch nur ein Titelchen seiner Vorrechte aufzugeben. Zu bedauern ist der Verlust Sickingens und Gutten; denn an ihnen würde die Bauernbewegung einen Mittelpunkt, an dem im allgemeinen hohen Ansehen stehenden Franz von Sickingen einen bewährten, kriegserfahrenen Feldherrn gewonnen haben. Der Mangel eines solchen trug am meisten zur Erfolglosigkeit des Bauernkrieges bei.

Zeigt das Verhalten Luthers zu dem Unternehmen dieser beiden Männer, das er seit dem Reichstage zu Worms begonnen hatte, sich ausschließlich auf den religiösen Standpunkt

zu stellen, so wurde dadurch nun auch sein Verhältnis zu denjenigen Männern bestimmt, die entweder schon vor ihm, oder in selbständiger Weise gleichzeitig mit ihm die Reformation in Angriff genommen hatten. Sie alle erfüllte der Drang nach geistiger Wiedergeburt gleich dem Bergmannssohne aus Eisleben und meinten es in ihrem Streben eben so ehrlich wie Luther, wenn sie auch an sein Genie nicht hinarreichten; an Wissen wurde er von manchem übertroffen. Auch unter ihnen gab es solche, die sich auf den rein religiösen Standpunkt stellten, aber in einigen Punkten von ihm abwichen. Andere wiederum, wie Thomas Münzer vor Luther, oder wie Karlstadt nach seinem Beispiele, sahen zwar in der Bibel die einzige Quelle der Erkenntnis und der Glaubenslehre und waren von dem gleichen Hass gegen den Papst und die ganze Geistlichkeit erfüllt, allein sie faßten die evangelische Lehre von der christlichen Freiheit nicht bloß als Befreiung vom menschlichen Joche in Glaubenssachen auf. Ihnen galt sie zugleich als Freiheit von den Diensten und Frohnen der Leibeigenschaft, und die armen Leute verstanden Luthers Lehren und Schriften nicht falsch, aber die weitergehenden Bewegungsmänner boten den nach Erlösung Seufzenden in dem neuen Evangelium mit der religiösen auch die bürgerliche Freiheit.

Noch war Luther auf der Wartburg mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigt, in der er die geläuterte sächsische Mundart zur hochdeutschen Schriftsprache erhob — überetzt war die Bibel schon vor ihm, wenn auch nicht so kernig und schwertklingend — als ihm die Mitteilung wurde, daß in Wittenberg die Reformation auch ohne ihn energisch fortschreite und mit dem alten Kultus aufräume, selbst die Bilder aus den Kirchen entferne.

Andreas Bodestein, nach seinem fränkischen Geburtsort gewöhnlich Karlstadt genannt, theologischer Professor der Universität Wittenberg, wie Luther, dem er den Doktorhut aufgesetzt hatte, ein hochgelehrter Mann, dieser war es, der selbst öffentlich den ganzen gelehrten Kram der Theologie als unnütz und schädlich verwarf. Er ging in die Buden und Werkstätten der Gewerbeleute und besprach sich mit ihnen über ihr Verständnis des göttlichen Wortes. Hier entstand in ihm, angeekelt von dem theologischen Wust, der Glaube, daß der Mensch, um glücklich zu sein, zur Einfachheit der Natur zurückkehren und die Gesellschaft sich neu bilden müsse. Sein Fanatismus veranlaßte die Jugend, die Heiligenbilder in der Hauptkirche zu zerstören und von ihnen fortgerissen, zwang die Bürgerschaft den Magistrat, das Abtun der Bilder und manche Neuierung im Gottesdienste zu billigen. Auch bewog Karlstadt den Rat, alle Häuser unzüchtlicher Vergnügungen zu schließen und an die Mönche des Minoritenklosters ein scharfes Mandat zu erlassen, worin ihnen das Betteln in der Stadt als unverträglich mit dem Christentum fortan untersagt und den jüngeren Mönchen geraten wurde, eine Kunst oder ein Handwerk zu lernen, den älteren, als Krankenwärter in den Spitälern zu nützen. Den Studenten riet Karlstadt, nach Hause zu gehen und ein Handwerk zu lernen oder das Feld zu bauen, nach der Mahnung Pauli an die Prediger. Er selbst tat es, ging zu seinem Schwiegervater, einem ehrsamem Landmann zu Segren, legte einen Bauerrod an und arbeitete als Landmann, auch ließ er sich nicht mehr Doktor, sondern Nachbar oder Bruder Andreas nennen. Sein Beispiel fand viele Nachahmer und die Universität leerte sich.

(Schluß folgt.)

Warum ich kein Pfarrer wurde.

Von A. Titus.

Vom Stadtpfarrer ging ich zum Obereinnehmer. Wie vor der Stadtpfarrerei, so bangte mir auch vor der Obereinnehmerin, die einen schiefen Mund hatte und wegen ihrer Kunst im Raisonnieren weithin gefürchtet war. Auf mich hatte sie noch einen besonderen Groll. Einst war eine alte entfernte Verwandte von ihr gestorben. Am dieser im Tode noch einen Gefallen zu tun, forderte die Obereinnehmerin mich auf, im Leichenzug mit-

zugehen. Da ich dazu keine Lust hatte, so schützte ich Leibscherzen vor und blieb weg. Aber die argwöhnische Obereinnehmerin kam über Tisch zu meiner Großmutter, und da sie mich ganz vergnügt schmausen sah, rief sie wütend: „Wer so essen kann, hat keine Leibscherzen!“ Meine schöne Notlüge kam an den Tag und die Obereinnehmerin blieb mir seit dem Tag feindlich gesinnt.

(Schluß.)



Martin Luther.

(Nach einem Bilde von Lukas Cranach.)

Sie hatte mich erwartet und hielt, wie ihre Schwägerin, mir die Bußpredigt an Stelle ihres gehorsamen Mannes. Den Hauptinhalt ihrer Predigt bildete die Sünde des Lügens und am Schluß bekam ich den tief sinnigen Satz zu hören, daß weder Wildpret, noch Kalbsbraten, noch Spargel uns davon abhalten dürften, die Wahrheit zu sagen. Ich war natürlich tief erschüttert und der Wert des Kalbsbratens und des Spargels sank auf eine Weile tief vor dem Gewicht meiner moralischen Regungen, allein nicht lange, denn nachdem ich die Bußpredigt in mich aufgenommen, stellte ich in Demut die übliche Frage, ob man mir verzeihen wollte. Die Tante lächelte gnädig und herablassend, der stotternde Onkel ein wenig süßsäuerlich. Darauf erhielt ich wiederum die liebenswürdige Antwort:

„Nun, wir haben dir nichts zu verzeihen; es freut uns aber, daß du zu uns gekommen bist.“

Ich biß die Zähne zusammen und verabschiedete mich. Also man schickte mich nur deshalb herum, um mich aufs tiefste zu demütigen, mir von alten Weibern Bußpredigten halten zu lassen, und schließlich wurde mir noch ganz kaltblütig gesagt, daß die Verzeihung Nebensache sei.

Aber ich mußte den Kelch des Leidens bis zur Reife leeren.

Ich hatte auch einen freisinnigen Onkel. Zu diesem ging ich zunächst, denn ich hoffte, daß es mir dort leichter werden würde.

Dieser freisinnige Mann war als Gymnasiallehrer in meine Vaterstadt gekommen und hatte eine Schwester meiner Mutter geheiratet. Er gab mir Privatstunden und pflegte mich dabei, wenn ich eine Frage nicht gleich beantworten konnte, mit der Faust an die Stirne zu klopfen, daß mir die Tränen in die Augen traten. Im übrigen geberdete er sich als unbändiger Kulturkämpfer, der zum Frühstück so und so viel Jesuiten, zu Mittag noch mehr Franzosen und zum Abendbrod so und so viel Sozialisten verzehrte. Zuweilen pflegte er mich auch in der Klasse zum besonderen Zeichen seiner verwandtschaftlichen Liebe mit seinem Spazierstock zu prügeln. Sein Haß kam hauptsächlich daher, daß ihm seine Frau die Furcht eingeflößt hatte, seine Schwiegermutter könne mir in ihrem Testament vielleicht hundert Taler vermachen und diese Summe würde ihm dann entgehen.

Der liberale Onkel war auch Diplomat, wenn schon ein bißchen mehr Gehirn ihm nichts geschadet hätte. Er überlegte sich, daß, falls meine Großmutter die Kosten meiner Studien trüge, ihm dadurch auch etwas verloren ginge. Warum sollte sie diese Mittel für mich verwenden und nicht für ihn! Ohnehin haßte er mich. Er pflegte nämlich, wenn er durch die Straßen ging, absichtlich auf einem Beine etwas zu hinken, mit den Augen aber nach den Sternen zu blinzeln. Die Damen meiner Vaterstadt fanden das „genial“; ich hatte mich indessen einmal darüber lustig gemacht und er hatte es erfahren. Daher sein Haß.

Als ich kam, begann seine Standrede sofort, von giftigen Zwischenbemerkungen seiner Frau begleitet. Er setzte mir in längerer Rede auseinander, daß ich mich für das Studium der Theologie unmöglich gemacht habe. Ueberhaupt sei es eine Annahme von mir, studiren zu wollen. Die jungen Leuten wollten eigentlich nicht studiren, sondern nur den Studenten spielen. Kaufmann müsse ich werden; das sei heutzutage der erste Beruf, in dem man es zu etwas bringen könne. Das tat der brave Onkel, weil er wußte, daß ich für den Kaufmanns- und Handwerkerstand gar keine Sympathien in mir trug.

Auch hier wurde ich niedergeschmettert. Und als ich endlich auch des liebevollen Onkels Verzeihung ersuchte, sagte er mit malitösem Lächeln: „Was soll ich dir verzeihen? Es war doch wenigstens noch ein gutes Zeichen von dir, daß du uns besuchst hast.“

Natürlich; er hatte ja die schönste Gelegenheit bekommen, mich mit der Galle seines Hasses zu beträufeln! So hatte ich mich beim freisinnigen Onkel noch mehr ärgern müssen, als bei den frommen Onkeln.

Und so ging's fort. Ich erschien noch beim Onkel Notar,

der mich feierlich zur Sittsamkeit und Frömmigkeit ermahnte und seinen ungeheuren Bauch selbstgefällig dabei strich; beim Onkel, der mit Kaffee, Zucker, Haringen und Streichhölzern handelte und meistens seine Kunden in der Unterhohe und im Schlafrock, dessen Schöße er schamhaft zusammenhielt, bediente, und dessen Rede nach Haringlake und altem Käse roch; ich ging zu den andern, die ich nicht auführen will. Alle hielten sie mir große Straßpredigten und am Ende fügten sie hinzu, daß sie mir eigentlich nichts zu verzeihen hätten.

Aber wer hatte mir denn zu verzeihen? Natürlich meine schwergefränkte Großmutter. Bei ihr mußte ich, nach dem Brauch, zuletzt um Verzeihung anhalten; mir brach der Schweiß aus, wenn ich nur daran dachte. Dort mußte ja die Masse meiner Sünden sich chimborassoartig emportürmen.

Endlich war ich zum Zerplatzen angefüllt mit guten Lehren, frommen Sprüchen, Zerknirschung und Schuldbewußtsein. Ich fühlte mich so voll, daß ich einen gefährlichen Druck auf meinen Magen befürchtete. Aber die Umwandlung ging vorüber. Ich hatte zuletzt noch zur Tante Dorothea zu gehen, dann sollte ich zur Großmutter.

Die Tante Dorothea war eine jobiale alte Frau, die seit dem Tode ihres Mannes ihre renommirte Weinwirtschaft allein führte. Ihre beiden freundlichen Töchter unterstützten sie dabei. Sie gehörte nicht zu der großen Sippe und hatte bei ihrer skeptischen Natur immer sehr freie Ansichten gehabt.

Als ich kam, empfing sie mich freundlich.

„Na, dich haben sie heute wieder schön in der Klemme gehabt, armer Junge. Du mußt wirklich schwer büßen für das bißchen Gute, das sie an dir thun.“

„Ach, Tante,“ sagte ich, „mir ist ganz übel von den Straß- und Bußpredigten.“

„Das glaube ich,“ sagte sie. „Nun, ich werde dich nicht quälen. Mich brauchst du nicht um Verzeihung zu bitten. Ich hoffe, der Himmel wird's verzeihen, wenn ich dir statt einer Bußpredigt einen Schoppen guten Wein vorseze. Du mußt dich stärken, armer Kerl.“

Ich fühlte mich wunderbar erfrischt durch diese freundlichen Worte meiner guten Tante. Der feurige Wein kam und goß eine mächtige Glut durch meine Adern; meine liebenswürdigen Bäschen setzten sich zu mir, und wir waren „ganz ausgelassen,“ wie man bei uns zu sagen pflegt. Meine Quäler wurden unbarmherzig verspottet; das Gelächter, die Erregung und der Wein taten das ihrige, und als ich mich endlich erhob, war ich ziemlich stark angeheitert.

Als ich mich von Tante Dorothea verabschiedet hatte und an die frische Luft hinauskam, begann ich die Wirkungen des feurigen Weines erst recht zu spüren. Ganz neue Gefühle und Gedanken stiegen in mir auf. War ich denn verpflichtet, mich so drangsaliren zu lassen?

Es war schon dunkel geworden und die Sterne flimmerten am wolkenlosen Firmament. Wie ich so dahinschritt, fühlte ich, daß es klug sei, nicht in diesem Moment zu meiner Großmutter zu gehen, sondern mich erst ein bißchen abzukühlen. Denn ich fühlte, daß mein Kopf sehr heiß geworden sei. Ich fühlte mich frei von aller Zerknirschung, von allem Schuldbewußtsein, wie es früher bergehoch auf mir gelastet hatte. Dennoch war mir nicht ganz geheuer bei dem letzten und schwersten Gang, den ich zu tun hatte.

So schritt ich denn in eine dunkle Allee hinein, die um diese Zeit völlig einsam war. Als mich der Schatten aufnahm, sah ich mich um und glaubte eine verhüllte, weibliche Gestalt hinter mir herkommen zu sehen. Indessen nahm ich davon keine Notiz, sondern bog in der Mitte der Allee in einen ganz einsamen und dunklen Seitengang.

Kaum hatte ich einige Schritte weiter gemacht, als die vorhin bemerkte weibliche Gestalt eiligst um die Ecke huschte und auf mich zukam. Als sie vor mir stand, hob sie den Schleier einen Augenblick; es war Fanny. Wir umarmten uns stillschweigend.

„Ach,“ flüsterte Fanny, „den ganzen Tag schon hoffte ich dir zu begegnen. Hast du schon zuhause um Verzeihung gebeten?“

„Nein.“

„Ich auch noch nicht. Uns wird es schön gehen.“

„Nun,“ sagte ich, „da warten wir noch ein wenig.“

Wir lustwandelten Arm in Arm und setzten uns dann auf eine Bank, im Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes, wo man uns nicht leicht bemerken konnte. Die Zeit verraumte wie im Fluge. Wie tändelten und kofeten zusammen, während Fanny mir erzählte, wie man sie gepeinigt und wie man ihr meine Verse abgelockt habe.

„Aber ist es nicht Zeit, zu gehen?“ meinte Fanny.

„Laß uns die schöne Stunde noch genießen,“ sagte ich patetisch.

„Aber ich dünkte, es wäre jetzt Zeit, daß so junges, naseweißes Volk nach Hause ginge!“ ließ sich jetzt eine rauhe und brutale Stimme vernehmen, die aus dem Gebüsch hinter dem Kastanienbaum kam.

Wir erschrakten. Fanny stieß einen Schrei aus und klammerte sich an mich. Unwillkürlich aber sprangen wir auf und liefen davon, dem Ausgang der Allee zu, während hinter uns her ein höhnisches Gelächter scholl. Fanny zitterte am ganzen Körper, aber ich mußte von ihr Abschied nehmen. Unter den letzten Bäumen küßten wir uns zum letztenmal. Ritterlich ließ ich Fanny vorausgehen, damit sie eher nach Hause käme; dann folgte ich. Ich erschrak, als es von dem großen Kirchturme acht Uhr schlug. Also volle zwei Stunden hatte ich mit Fanny auf der Bank gesessen. Nun war es aber Zeit, die Verzeihung der Großmutter einzuholen. Ich flog die Treppen hinauf, sah aber alles dunkel. Was war das?

Gleich darauf kam die Annemarie und zündete in der Küche ein Licht an. Ich trat in die Küche. Die widerwärtige Person sah mich strenge an, woraus ich mir nicht viel machte.

„Das wird eine schöne Geschichte werden,“ sagte sie.

„Was denn?“

„Nun, die Großmutter“ — so nannte sie mir gegenüber ihre Herrin — „hat bis dreiviertel auf acht Uhr auf Sie gewartet; da aber wurde sie eiligst zu einer alten Base gerufen, welche im Sterben liegt.“

„Wann kommt sie zurück?“ fragte ich entsetzt.

„Wahrscheinlich erst mitten in der Nacht, da sie bei der Kranken wachen will.“

Ich war wie vom Donner gerührt. Also war es unmöglich, die Verzeihung meiner Großmutter noch einzuholen. Nein unmöglich.

„O Gott!“ stöhnte ich leise.

„Ja,“ sagte Annemarie, „die Verzeihung der Großmutter kriegen Sie nicht, und sie hat schon erfahren, daß Sie um halb sechs Uhr die Wirtschaft der Tante Dorothea verlassen haben. Nun ist's aus mit dem Pfarrer! Warum sind Sie auch nicht gekommen?“

Die giftige Art der alten Annemarie ärgerte mich. „Nun,“ sagte ich, „ich werde immer noch eher eine Pfarrersstelle kriegen, als Sie einen Mann.“

Ich ging auf mein Zimmer und sah nach Fannys Fenster hinüber. Alles dunkel, wie meine Zukunft.

„Ach, Fanny!“ seufzte ich; dann las ich noch eine Weile und legte mich zu Bett; ich konnte schlafen, aber wilde Träume verfolgten mich die ganze Nacht.

In aller Frühe wurde ich durch Annemarie gewedt, welche mir den Kaffee ins Zimmer brachte. Sie teilte mir mit, meine Großmutter wünsche, daß ich heute auf meinem Zimmer bleibe, bis ich gerufen werde.

Meine neuen Kleider wurden gebracht; ich zog mich an und mußte warten. Mir war unerträglich zu Mut; das Haus kam mir wie ausgestorben vor. Schon sah ich einzelne Konfirmanden nach der Kirche gehen mit ihren Eltern und Verwandten. Als die Glocken erklangen, kam meine Großmutter an die Türe. Sie öffnete, sah mich aber gar nicht an und sagte:

„Marsch!“

So gingen wir zur Kirche. Die Konfirmation ging vor sich; ich sah fast nichts von der ganzen Sache. Nur einmal

blickte ich zu Fanny hinüber. Sie sah entsetzlich bleich aus. Dann sah ich mich um. Spöttische, strafende, neugierige Blicke trafen mich von allen Seiten. Ich sah nicht mehr in die Höhe.

Wie ein Opferlamm ging ich an der Seite der Großmutter nach Hause. Kein Wort fiel; nur an der Türe meines Zimmers hieß es wieder:

„Marsch!“

Und ich spazierte hinein. Was wollte ich auch sonst machen!

Das Essen wurde mir wie einem Gefangenen aus dem Zimmer gebracht. Gegen drei Uhr hörte ich auf der Treppe ein Rauschen von seidnen Gewändern und Männertritte; ich legte mein Ohr ans Schlüsselloch und hörte, wie meine Verwandten von der Großmutter auf der Treppe begrüßt wurden.

„Aha!“ dachte ich, „jetzt geht's los!“

Und es ging los.

Annemarie kam und meldete, ich möchte in das Besuchs-zimmer kommen.

Da saßen sie sämtlich im Kreise. Hätten sie die Beine untergeschlagen und lange Pfeifen in den Händen gehabt, so hätte man sie für eine treffliche türkische Ratsversammlung ansehen können. Ich werde die Blicke nie vergessen, die mich empfingen, als ich eintrat. Die vier Onkel schauten mich jeder nach seiner Art an. Der Stadtpfarrer anscheinend mitleidig, der Obereinnehmer grinsend, der Gymnasiallehrer freudig — denn seine Wünsche gingen in Erfüllung — und der Härings- und Käsehändler sauer wie seine Waare. Der schiefe Mund der Obereinnehmerin war noch schiefier als gewöhnlich und die Lippen der Stadtpfarrerin zuckten konvulsivisch, als müsse sie tausend Strafpredigten mit aller Gewalt unterdrücken. Meine Großmutter sah mich gar nicht an.

Salbungsvoll begann der Stadtpfarrer: „E—e—es ist mir zu D—D—Ohren gekommen, daß du deine Pf—Pf—Pf—Pflichten gegen deine Großmutter aus Gr—Gr—Größlichkeit verletzt hast.“

„Und gestern Abend bist du wieder mit der Fanny spazieren gegangen“, kreischte die Stadtpfarrerin, der dies zu langsam ging.

„Und bei der Dorothea hast du dich betrunken“, schrie die Obereinnehmerin.

„Und hast deine Großmutter, der du so viel Kummer gemacht, nicht um Verzeihung gebeten“, näselte die Gymnasiallehrerin.

„Und bei der Do—Do—Dorothea hast du dich über uns lu—lu—lustig gemacht“, stotterte der Obereinnehmer.

„Du siehst also selbst ein“, sprach der meine Großmutter ungeschmäkelt beerben wollende Gymnasiallehrer mit großer Würde, „daß du nicht mehr darauf rechnen kannst, von deiner Großmutter die Mittel zu einem Studium zu bekommen. Ohnedies wollte sie dich nur Theologie studiren lassen, allein zum Theologen bist du verdorben.“

„Ja, ich ziehe meine Hand von ihm ab“, sagte meine Großmutter finster.

Ich saß niedergeschlagen da; das Befürchtete war eingetreten, aber damit war auch alles zu Ende. Nun wollten diese Leuten mir abermals Bußpredigten halten. Da aber alles verloren war, so beschloß ich, sie kräftig abzuweisen.

Die Obereinnehmerin begann: „Wie kannst du dich unterstehen, jungen Mädchen den Hof zu machen. Als wir noch jung waren, da war es anders — —“

„Zuwohl“, sagte ich, „du hast wohl den jungen Männern lange den Hof machen müssen, bis dich einer geheiratet hat.“

Das schlug ein. Die Obereinnehmerin stand mit offenem Munde da.

„Unerhörte Frechheit!“ knirschte der Gymnasiallehrer.

„Du kannst künftig ruhig sein“, sagte ich spöttisch zu diesem, „ich mache dir keine Erbschaft streitig.“

Nun versuchte der Käsekrämer sein Glück.

„Leichtsinniger Dube!“ begann er, „ich — —“

„Du siehst die Welt für eine große Käse- und Härings-Handlung an“, sagte ich. „Was kannst du mir sagen wollen?“

Das beste ist, du ziehst dich morgens etwas besser an, denn es kommen auch Damen in deinen Laden."

Ich war plötzlich all meiner Unterwürfigkeit enthoben worden, die man mir anerkennen wollte. Das Betragen dieser guten Leute hatte das fertig gebracht.

Niemand wagte mehr, mich weiter zu interpelliren, aber ich ward noch denselben Abend meinen Eltern zurückgeschickt. Als ich dort ankam, wurde allerdings kein Kalb geschlachtet, wie beim verlorenen Sohn des Dekonomen Damian.

So kam, daß ich kein Pfarrer ward. Das ist auch sehr gut für mich gewesen.

Und Fanny? Nun, nach zehn Jahren sah ich sie wieder. Ich hatte es zu einer ganz guten Stellung in der Welt gebracht; Fanny war noch bei ihren Eltern. Sie mußte mich doch auch für einen Taugenichts halten, denn sie ging mir sorgfältig aus dem Wege, was mir nicht leid tat, denn ich hatte inzwischen einen bedeutend anderen Geschmack bekommen.

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlitz.

(6. Fortsetzung.)

Leopoldine hüllte sich in einen großen Mantel, wirft Hut und Schleier über, besteigt an der nächsten Straßenecke eine Droschke und trifft nach kurzer Zeit bei Harders ein.

Schluchzend umarmt sie die Justizrätin und ist in ihrem Schmerze kaum eines Wortes mächtig.

"Beste Freundin," fragt die Justizrätin erschreckt, "was jetzt Sie in solche Aufregung?"

Damit zog sie Leopoldine neben sich auf das Sopha nieder.

"Ach," schluchzte Madame Senger, "Angst und Aerger töten mich fast; seit gestern Nacht habe ich meinen Mann nicht gesehen; er ließ mir sagen, daß er im Hotel Mohrmann speisen würde, und dort wohnt ja auch jene abscheuliche Engländerin, wie Sie mir gestern sagten!"

Die Justizrätin bestätigte dies.

"Vor einer Stunde," fuhr Leopoldine fort, "sandte er mir die zweite Nachricht, daß er vielleicht in Geschäften die Nacht ausbleiben könnte."

"Geschäfte? — so?!" spottete die Rätin, "was doch die Männer bisweilen für fleißige Geschäftsleute sind."

"Da litt es mich nicht mehr daheim," fiel Frau Senger ihr in das Wort, "und ich eilte in meiner Herzensangst zu Ihnen!"

"Das haben Sie brav gemacht," sagte die Justizrätin, "Sie kommen mir gerade zur rechten Zeit!" — Leopoldine sah sie groß an, die Tränen rannen ihr noch immer die Wangen herab, während jene eifrig fortfuhr: "Denken Sie nur, beste Frau, mein Mann ist auch nicht zu Hause, trotzdem jetzt seine Sprechstunde im Bureau ist, und ich habe allen Grund zu glauben, daß auch er sich bei dieser plötzlich von England hergeweckten Person befindet!"

"Der auch?!" fragte Leopoldine und trocknete sich die Tränen.

"Ich habe es Ihnen gestern gleich gesagt, daß es so eine ist, die alle Männer in der Tasche hat!"

Leopoldine rang die Hände. Alle Männer in der Tasche, das war ihr eine zu schreckliche Vorstellung.

"O mein Gott," klagte sie verzweiflungsvoll, "wie drohend steht mir heute unaufhörlich meines Vaters Bild vor Augen! Den ganzen Tag tönten mir seine Warnungsworte in meiner Einsamkeit durch die Seele und mich quält die Erinnerung, daß der väterliche Segen meinem Ehebunde fehlt!"

"Peinigen Sie Sich doch nicht mit Sachen, die nicht mehr zu ändern sind," versetzte die resolute Justizrätin, "handeln wir lieber, mir kommt da ein ganz famoser Plan!"

Leopoldine sah sie fragend an.

"Wir könnten diese Heuchler vielleicht entlarven und ihnen eine gehörige Blamage als Strafe angedeihen lassen!" eiferte die Rätin immer hitziger.

Leopoldine bereute in ihrer Unentschlossenheit schon halb, daß sie hierher gegangen war, da das detestische Wesen der Rätin sie erschreckte.

"Was wollen Sie tun?" fragte sie ängstlich.

"Unsere beiden Herren Gemahle in flagranti ertappen!" höhnlachte die Justizrätin.

"Um Gotteswillen nicht!"

"Lassen Sie mich nur alles arrangiren; ich habe schon alles

bedacht; wir verummern uns, daß uns kein Mensch erkennen soll, begeben uns nach dem ominösen Hotel, spioniren dort unter geschicktem Vorwande umher, und wenn wir sie treffen, — na, mein Justizrätchen, dann freue dich! — Wir wollen dann unseren Männern eine Szene machen, die uns für immer das Uebergewicht verleihen soll!"

Bei diesen Worten hatte die Justizrätin einen Kleiderschrank geöffnet und die Schubfächer einer Kommode aufgezo-gen.

Sie musterte verschiedene Kleidungsstücke und Kopfbedeckungen, die sich in beiden vorfanden und zog endlich zwei dunkle Mäntel hervor.

Dann trat sie an Leopoldine und nestelte deren Umhang auf. Leopoldine wollte sich widersetzen.

"Schäfschen!" rief die Justizrätin mit ihrer gewohnten Energie, "vertrauen Sie doch nur meinen Dispositionen; in Ihrem gestreiften Umhang würde Sie ja ein Blinder erkennen; nein, heute müssen wir unsere Toilette so sorgsam wie nie im Leben machen, denn unsere ganze Zukunft hängt davon ab!"

Madame Senger gab jeden Widerstand auf.

Wenige Minuten darauf waren beide Damen in große Mäntel gehüllt und durch dichte Schleier unkenntlich gemacht. So ausgerüstet, verließen sie Arm in Arm das Haus.

10. Im Hotel.

Mistress Jonston war im Laufe des Tages, wie die Justizrätin es Leopoldinen mitgeteilt hatte, wirklich bei Harder gewesen.

Leider hatte sie auch dort eine bittere Erfahrung machen müssen.

Als der Justizrat sie eintreten sah, hatte er geglaubt, daß er von ihr eine Erklärung über den Vorfall des letzten Abends erhalten würde und daß sie bezüglich Sengers durch eine frappante Ähnlichkeit getäuscht, jetzt aber zur Erkenntnis ihres Irrtums gelangt sei.

Wie erstaunte Harder aber, als der von ihm erwartete Widerruf der Dame nicht nur nicht gemacht wurde, sondern ihm Dokumente und Schriftstücke von ihr vorgelegt wurden, die nach oberflächlicher Durchsicht allerdings einige Verbindlichkeiten von Herrn Ernst Senger gegen den Vater der Mistress Jonston motivirten.

Als Harder insillien überlegte, was den so hochgeachteten und reichen Senger hatte veranlassen können, sich einer verhältnismäßig kleinen Schuld nicht zu entledigen, und die Dokumente genauer prüfen wollte, war Mistress Jonston plötzlich mit einer neuen Beschuldigung gegen Senger aufgetreten, indem sie dem Justizrate von der Fälschung ihres Passes und den ihr dadurch verursachten Unannehmlichkeiten erzählte.

Er stellte ihr das Mißliche und Unwahrscheinliche ihrer Behauptungen vor, sie widersprach. Ein Wort gab das andere, und zuletzt hatte sich Mistress Jonston im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Würde verletzt erhoben und sich empfohlen, indem sie durchblicken ließ, daß sie es bedauerte, sich an ihn gewandt zu haben.

Dem Justizrate war es im Geheimen ganz angenehm gewesen, daß sie auf seinen Rechtsbeistand verzichtete.



Des Armen Weihnachten. Originalzeichnung von Wth. Claudius. (Seite 165.)

Mistress Jonston, ganz gebeugt über diese neue Demütigung, war entrüstet in ihr Hotel zurückgekehrt.

Als nach ihrem Fortgange der Justizrat sich allein sah, befand er sich in einem wirklichen Seelenkampfe.

Ihm war zu Muth, als ob er die jahrelange Ruhe nächster Beurteilung, die erste Bedingung für einen Juristen, völlig verloren hätte; er fühlte, daß sein Kopf nicht mehr allein das Urtheil sprach, sondern auch sein Herz und Gemüth in Mitleidenschaft gezogen waren.

Eines von beiden, Senger oder Mistress Jonston mußte ein vor dem Gesetz Schuldiger sein. Er konnte Senger, den er so lange Jahre achtete und schätzte, nicht eines solchen Verbrechens für fähig halten, und andererseits konnte er sich nicht überreden, daß diese reizende junge Frau die Abenteurerin wäre, wie es leider den Anschein hatte.

Ihm blieb die Sachlage ein Räthsel, das er sich nicht erklären konnte. Aber das Interesse für die junge Frau behielt schließlich die Oberhand, und wenn er an ihre klaren Augen, diesen Spiegel einer unschuldsvollen Seele, dachte, unterlag er immer wieder dem Zauber, den Mistress Jonston von ihrem ersten Erscheinen an auf ihn ausgeübt hatte.

„Mache ich einen dummen Streich,“ sagte er bei sich selbst, „so mache ich ihn in einer guten Absicht; ich gehe nicht als Jurist zu ihr, sondern als Freund!“

Er hatte diesen Entschluß ausgeführt und war nach Mohrmanns Hotel gegangen, um Mistress Jonston aufzusuchen.

Hocherfreut sah sie ihn eintreten und empfing ihn auf das Liebeshwürdigste. In ihrer hochherzigen Seele war mit seinem Erscheinen jede Erinnerung an seine vorherige Weigerung verschwunden.

„Ich sehe es als ein gutes Omen an, daß Sie mich doch aufsuchen; es beweist mir, daß Sie mir vertrauen!“

Mit diesen Worten hatte sie dem Eintretenden beide Hände entgegen gereicht und ihm einen Sessel hingerrückt.

Jetzt saßen sie sich gegenüber.

Eine hohe Astrallampe mit matt geschliffener Glocke von Milchglas verbreitete eine sanfte Helligkeit im Zimmer, dessen behagliche Einrichtung durch das knisternde Feuer im Kamin erhöht wurde.

Amaliens Jugend und Schönheit harmonirte wenig mit dem Ernst, der aus ihren Zügen sprach, als sie den Worten des Justizrats lauschte.

Letzterer hatte ihr seinen Besuch gemacht, mehr um die äußere Form freundlich gegen sie zu wahren, als um ihr seinen Rechtsbeistand noch einmal anzubieten, da seine juristischen Bedenken durchaus dieselben geblieben waren. Er hatte offen und ehrlich zu ihr als Freund gesprochen. Jetzt stand er auf. Sie erhob sich ebenfalls. „Also kann Sie nichts zurückhalten?“ fragte sie.

„Ich habe Ihnen alle meine Gründe umständlich genug dargelegt!“ antwortete Harder.

„So bin ich also vorläufig nur auf mich selbst angewiesen!“ seufzte die junge Frau.

„Leider ja!“ erwiderte der Justizrat, „doch rate ich Ihnen wiederholentlich, diesen ungleichen Kampf aufzugeben!“

Sie wollte ihm darauf antworten, als ein plötzliches eigentümliches Poltern im Kamin ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Beide sahen sich um.

Die Lohe in dem Kamin züngelte hoch und ein leichter Rauch drang in das Zimmer, ohne daß die Ursache dieser seltsamen Erscheinung zu bemerken war.

„Es scheint draußen zu stürmen“, sagte der Justizrat, „und Regenwetter wie gestern Abend einzutreten! Leider habe ich meinen Schirm nicht bei mir!“

Sie bot ihm den ihrigen an.

Er dankte und meinte, daß er eine Droschke benutzen könne. Dabei trat er an das Fenster und blickte hinaus.

„Wir haben uns geirrt“, hub er wieder an, „das Wetter ist schön, und der Himmel völlig sternklar!“

Es konnte also nicht der durch Wind erzeugte Luftdruck im

Schornstein gewesen sein, der den Rauch des Kaminsfeuers in das Zimmer getrieben hatte.

Harder war vom Fenster zurückgekommen und reichte der Engländerin jetzt zum Abschiede die Hand.

Als Mistress Jonston sich allein sah, ging sie langsam nach dem Sopha, nahm dort Platz und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf.

Wieder ließ sich das eigentümlich polternde Geräusch im Kamin vernehmen; gerade wie vorher knisterte es scharf in der Lohe, als ob brennbare Stoffe in das Kohlenfeuer fielen.

Sie sah prüfend nach dem Kamin, konnte aber den Grund der merkwürdigen Störung in dem Luftzuge nicht entdecken.

Da sich die Erscheinung nicht wiederholte, und der in das Zimmer geschlagene Rauch sich bald verzog, versank sie wieder in ihr früheres Nachdenken!“

Im Speisesaal hatten sich nach und nach eine ganze Anzahl Gäste eingefunden.

Die Speisefarten gingen von einer Hand in die andere, die Stühle wurden je nach Zahl und Wunsch der Ankommenen gerückt, der Saal füllte sich und der Einzelne verschwand in dem allgemeinen Trubel.

Da öffnete sich wieder die Glastür, welche vom Korridor hereinführte, und zwei tief verschleierte Damen traten ein.

Es waren Leopoldine und die Justizrätin.

Sie blieben in der nächsten Nähe der Eingangstür, setzten sich dort an einen Tisch, der für den am schlechtesten gelegenen galt, da er dem scharfen Luftzuge der Tür ausgesetzt war und gewöhnlich stets erst gewählt wurde, wenn sonst kein anderer Platz mehr im Saale zu finden war.

Der Kellner Georg trat an die Damen heran, um sie auf die Nachteile des Tisplatzes aufmerksam zu machen.

Es setzte ihn auch in Verwunderung, daß die Damen sich mit dem Rücken nach dem Saale zu gesetzt hatten, was nach seiner Ansicht die eingenommene Stellung noch ungemüthlicher machte. Er konnte freilich nicht wissen, daß jene Weiden die Eingangstür des Saales sowie das Hausportal, das von hier aus schräg durch die Glasscheiben zu erblicken war, genau beobachteten wollten, um jeden Eintretenden oder Fortgehenden scharf kontrolliren zu können.

„Wollen die Damen nicht lieber in der Mitte des Saales Platz nehmen?“ wagte Georg schüchtern zu bemerken, „hier an der Tür — —“

„Dieser Eßtisch gefällt uns ganz gut“, schnitt ihm die Rätin determinirt seine weitere Rede ab, „wir wünschen ungenirt zu soupiren!“

„Wie es der gnädigen Frau gefällt!“ dienerte der Kellner sehr devot.

Dabei reichte er der Rätin die Speisefarte.

Diese schlug den Schleier zurück, setzte sich ein Vorgonon auf, und bezeichnete dem Kellner einige von den auf der Karte bezeichneten Gerichten.

Der Kellner verbogte sich, und verschwand dienstfertig.

Jetzt wandte sich die Justizrätin zu Leopoldine, die offenbar so aufgereggt war, daß sie kaum die Tränen zurückhalten konnte.

„Kleinigkeit?“ sagte Leopoldine vorwurfsvoll, „wenn uns das Herz zu brechen droht?“

„Ach was“, rief die Rätin, „Herz hin, Herz her! Jetzt dreht es sich um den Magen! Wir werden uns durch solche Don Juanstreichs unserer Männer doch nicht den Appetit verderben lassen? Gott bewahre! Wenn uns die Untreue unserer Männer stets das Essen verleiden sollte, dann gäbs schon gar keine Frauen mehr, unser ganzes Geschlecht wäre längst verhungert!“

„Wie können Sie nur scherzen, wenn es sich um solchen bitteren Ernst handelt!“ klagte Frau Senger.

„Ich scherze wahrhaftig nicht!“ lachte die Justizrätin, „meine Magenerven sind durch dies ganze Intermezzo sehr erregt worden, und ich freue mich deshalb doppelt auf den bestellten Schinken in Burgunder! Man speist in diesem Hotel anerkannt gut, also benutzen wir die Gelegenheit, da wir hier sind!“

Die junge Frau hatte nur einen Seufzer als Antwort.

„Beinahe könnte ich mich ärgern“, eiferte Frau Harder, „daß Sie alles so tragisch nehmen! Mein Himmel, das Leben ist in Wirklichkeit doch anders, als es uns in unseren Mädchenträumen vorkam!“

Leopoldine trocknete sich die Augen; sie hatte sich bis gestern in süßen Träumen gewiegt; erst heute war sie aus denselben geweckt worden.

„Könnte er aufhören, mich zu lieben“, schluchzte sie leise, „ich würde sterben, denn seine Liebe ist mir das Leben!“

Die Köchin hatte, so leise auch Leopoldines Worte gesprochen wurden, dieselben doch vernommen, und antwortete darauf tröstend:

„Das dachte ich früher auch, aber man gewöhnt sich an alles!“

Leopoldine schüttelte schmerzlich den Kopf.

Der Schinken in Burgunder war gekommen; Maitrant wurde dazu aufgesetzt und das Souper war im besten Gange. Aber nur soweit es die Justizrätin anging, Leopoldine genoß nichts; sie schnitt das Fleisch auf ihrem Teller, mechanisch klapperten ihr Messer und ihre Gabel, aber kein Bissen kam über ihre Lippen. Den Pokal mit Maitrant berührte sie ebensovwenig.

Teller und Glas der Köchin waren bereits leer, doch keiner der mit Argwohn erwarteten Herren hatte sich bis jetzt blicken lassen.

Madame Senger fing an, etwas ruhiger zu werden.

„Wir scheinen uns doch geirrt und unseren lieben Männern Unrecht getan zu haben“, sagte sie erleichtert.

„Die Ansicht teile ich durchaus nicht“, meinte die Justizrätin, „die beiden Filous werden schon zum Vorschein kommen, und um das abzuwarten, bleibe ich hier bis Mitternacht sitzen!“

„Aber wir werden auffallen“, warf Leopoldine ein, „dort gehen schon mehrere fort!“

„So bestelle ich mir noch ein Portionchen!“ sicherte die lustig werdende Köchin. Der in der Waibowle enthaltene Rheinwein fing an, bei ihr seine Wirkung zu äußern. Sie hatte, nachdem sie ihr Glas geleert, dasselbe mit Leopoldines Glas vertauscht, da letztere nicht trinken wollte.

Plötzlich stieß die Köchin, die gerade das zweite Glas austrank, einen leisen Schrei aus.

Leopoldine fuhr wieder erschreckt zusammen.

Die Köchin stellte das Glas fort und schlug den Schleier nieder.

Dann drückte sie Leopoldinen unter dem Tisch die Hand und zeigte mit der andern triumphirend durch die Scheiben der Glastür.

„Nun, hatte ich nicht recht?“ fragte sie leise.

Leopoldinen stockte der Atem.

Auf der großen Treppe, die der Glastür fast vis-à-vis lag, stieg Harder langsam herab. Auf der untersten Stufe blieb er einige Augenblicke nachdenklich stehen.

„Ich wußte es ja“, murmelte die Köchin, „kaum halte ich mich, aber entgehen soll er mir nicht!“

Damit wollte sie aufspringen. Leopoldine hielt die Köchin fest, und bat sie, kein Aufsehen zu veranlassen.

Der Justizrat war auch die letzte Stufe hinabgestiegen und hatte sich der Haustür zugewandt.

(Fortf. folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Die Haut gibt beständig die Produkte ihrer Drüsen und Haargefäße an die Außenwelt ab. Diese Produkte sind in der Hauptsache von zweierlei Art: das der schlauchförmigen Schweißdrüsen sammt der freien Hautoberfläche, der Schweiß (sudor) und das der traubenförmigen Talgdrüsen, der Hauttalg oder die Hautsalbe (sebum cutaneum)*).

Unter gewöhnlichen Umständen geschieht die Ausscheidung des Schweißes in der Form der Verdunstung (Hautausdünstung, perspiratio cutanea), wie sich jeder leicht selbst überzeugen kann. Sobald man nämlich einen dem Auge keine Spur von Schweiß zeigenden Arm in ein Glasgefäß steckt und des Gefäß möglichst fest schließt, wird sich an den Gefäßwandungen binnen kurzer Zeit in einer Menge von Tröpfchen eine farblose Flüssigkeit ansammeln, welche salzig schmeckt und eigentümlich riecht. Die Flüssigkeit ist nichts anderes als der Schweiß, der größere Mengen Kochsalz (Chlornatrium) und die übrigen Blutsalze enthält, sowie Fette und flüssige Fettsäuren und endlich Harnstoff, von welchem letzterem täglich 10 bis 15 Gramm, d. i. der dritte Teil dessen, was im Harn an Harnstoff abgeht, durch die Haut ausgeschieden werden.

Indes das Wasser und die übrigen flüchtigen Stoffe bei der Verdunstung sich völlig verflüchtigen, bleiben die festen Bestandteile, insbesondere die Salze, auf der Haut zurück.

Aus der Dunstform geht der Schweiß ins Tropfbar-Flüssige

über, wenn in den Schweißporen nicht mehr alles das verdunstet werden kann, was in den Schweißdrüsen an Feuchtigkeit ausgeschieden wird; produzieren diese reichlich, so äußert sich das in dem Hervortreten von Schweißtropfen auf der Haut.

Die Menge der Schweißbildung hängt zunächst von den individuellen körperlichen Verhältnissen, vorzugsweise von der Hautbeschaffenheit ab; abgesehen von dieser persönlichen Veranlagung zur Schweißproduktion wird die Schweißmenge vermehrt durch hohe Temperatur und Trockenheit der Atmosphäre, durch lebhafteste Luftbewegung, durch reichlichen Genuß von Flüssigkeiten, durch Muskelanstrengung, durch Reiben und Kneten, Streicheln und Kitzeln der Haut, durch verstärkte Herzthätigkeit, durch starke Gemütsbewegung, z. B. durch Furcht und Schrecken, die einem den sogenannten Angstschweiß auspressen können, wie durch Zorn, Freude, Wollust u. s. w. Auch der Genuß von Bouillon und Fleischspeisen, von Gewürzen und Spirituosen vermehrt die Ausdünstung, ebenso eine gesunde und kräftige Verdauung.

Vermindernd wirkt dagegen auf die Ausscheidungsmenge außer Temperaturabkühlung körperliche und geistige Ruhe, Nüchternheit, reizarme Vegetabilienahrung, falls sie nicht sehr wasserreich ist, gehemmte ungenügende Verdauung und gedrückte Gemütsstimmung.

Schließlich fällt noch ins Gewicht, in welchem Maße andere wässerige Ausscheidungen, insbesondere die der Lungen und der Nieren (im Harn), vor sich gehen. Stark vermehrte Flüssigkeitsabgabe durch die Lungen oder im Harn vermindert, stark verringerte vermehrt die Hautausdünstung.

Daher kommt es, daß Menschen mit mangelhaft ausgebildeten und nicht gehörig funktionirenden Lungen mehr schwitzen, als kräftig atmende; sowie daß Leute, die wenig harnen und gewöhnlich trockenen Stuhl ausleeren, desgleichen stark ausdünsten.

Die gesammte Ausdünstungsmenge, welche ein normaler Mensch unter normalen Umständen durchschnittlich im Tage her-

*) Ich glaube den Begriff Schweiß korrekterweise so fassen zu müssen, wie ihn Funke a. a. D. Bd. I, S. 573, gibt, nämlich „alle nicht aus den Talgdrüsen stammenden, umfassend; wohingegen u. m. a. im Artikel Haut in Meyers Konversationslexikon der unsichtbare Hautdunst von dem Schweiß, als der tropfbarflüssigen Ausscheidung, getrennt, und z. B. bei Larisch a. a. D. S. 134, sowie auch in Prof. Dr. Gust. Jägers Buch: „Die menschliche Arbeitskraft“ (München 1878), S. 214, die Schweißbildung eine nicht beständige Ausscheidungstätigkeit genannt, also die Bezeichnung Schweiß auch nur auf das tropfbarflüssige Excret angewendet wird.“

vorbringt, beläuft sich auf mehr als $1\frac{1}{4}$ Kilogramm, während die Lungen in derselben Zeit etwa halbsoviel an Wasser abgeben*).

Wie gewaltig die Schwankungen der Ausdünstungsmenge sind, geht u. a. aus den Bestimmungen hervor, welche Funke in Gemeinschaft mit seinen Schülern Brunner und Weber unternommen hat. Es wurde als Absonderungsfläche die Haut je eines Unterarmes bis dicht über dem Ellenbogengelenk und einer Hand verwendet und innerhalb einer Stunde unter ganz gleichen Umständen bei Funke eine Schweißmenge von etwas über 30 Gramm, bei Weber etwas über 15 Gramm und bei Brunner von noch nicht ganz 7 Gramm gefunden; in einem zweiten Falle wurden 28 $\frac{1}{2}$ Gramm bei Funke, 23 Gramm bei Weber und 13 Gramm bei Brunner konstatirt**). Funke berechnete nun aus der für einen Arm gefundenen Schweißmenge für den ganzen Körper ein $1\frac{8}{10}$ Kilo betragendes Minimum von Schweiß und ein Maximum von 19 Kilogramm.

Beide Grenzen können jedoch noch erheblich überschritten werden. So fand man bei Untersuchungen im Schwitzbade einmal in $1\frac{1}{2}$ Stunde $1\frac{1}{3}$ bis $2\frac{1}{2}$ Kilo, ein andermal sogar in einer Viertelstunde $1\frac{1}{4}$ Kilo Schweiß***).

Der Wert der Schweißbildung besteht vornehmlich darin, daß sie den Körper von überschüssiger Feuchtigkeit befreit und außerdem desto mehr Wärme der Körperoberfläche entzieht, je stärker die Schweißabsonderung ist, ein Umstand, der sich besonders bemerkbar darin äußert, daß Menschen, deren Haut so beschaffen ist, daß sie stark zu schwitzen vermögen, viel leichter die hohe Temperatur heißer Sommertage vertragen, als Personen mit minder leicht sich mit Schweiß bedeckender Haut.

Mit dem Schweiß verläßt stets eine geringe Menge von Kohlenäure den Körper, welcher aus dem Blutinhalte der Kapillaren der Lederhaut ausgehoben wird. Dafür absorbiert (saugt auf) die Haut aus der Atmosphäre Sauerstoff; es findet also vermittelt der Haut ein Prozeß statt, der dem der Lungenatmung zu vergleichen ist, obgleich dieser Gaswechsel durch die Haut neben dem durch die Lungen sehr unbedeutend erscheint, — man schätzt ihn, wie Jäger†) angibt, auf den 400sten Teil des Gesamstoffwechsels, dessen der menschliche Körper bedarf. Interessant zu wissen ist, daß die Hautatmung nach dem gegenwärtigen Stande der antropologischen Wissenschaft als eine Erinnerung an die längst vergangenen Zeiten aufgefaßt werden darf, da sich die Vorfahren des Menschengeschlechtes noch nicht des Reichthums zweier Lungenflügel erfreuten, die in der Aufnahme von belebendem Sauerstoff und der Ausscheidung der für tierische Organismen tödlichen Kohlenäure so Gewaltiges zu leisten vermögen.

Die ursprüngliche Atnungsfläche ganz primitiv gestalteter tierischer Gebilde ist nämlich die gesammte Körperoberfläche††), die aber zu den Zwecken eines reichen Gaswechsels desto weniger genügt, je komplizirter der Mechanismus wird und je mehr die Körperoberfläche als Schutzdecke der inneren Körperteile in Anspruch genommen wird. Alsdann beginnt die Entwicklung besonderer Atnungsorgane hauptsächlich entweder durch Auswüchse, wie sie bei den wasseratmenden Tieren als Kiemen zu beobachten sind, oder durch Einstülpung, wie bei den Menschen als Lungen.

Der oben als Produkt der Talgdrüsen erwähnte Hauttalg, auch Hautschmiere, Hautsalbe genannt, ist, während er abgejon-

dert wird, eine ölige zähflüssige Masse, welche oft schon in den Ausführungsgängen der Drüsen, jedenfalls aber auf der Hautoberfläche zu einem hellfarbigen, schmierigen Talg gerinnt. Dieser Talg besteht aus einem Fett, das durch geplazte Drüsenzellen gebildet wurde und mit Schüppchen der Oberhaut vermengt ist.

Neben dem freien neutralen*) Fett finden sich im Hauttalg nicht unbedeutende Mengen von Fettseifen, sowie das aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzte Cholesterin, früher auch Gallenfett genannt, weil es zuerst in der Galle aufgefunden wurde und mit den Fetten die Eigenschaft gemein hat, unlöslich in Wasser, leicht löslich aber in Weingeist und Aether zu sein; in seiner Zusammensetzung stimmt es jedoch mit den Fetten**) durchaus nicht überein. Schließlich ist im Hauttalg auch noch vorhanden eine eiweißartige Materie, deren nähere Beschaffenheit noch nicht bekannt ist, ferner Mineralbestandteile, vorzugsweise phosphorsaure Erden.

Die Bedeutung des Hauttalgs besteht darin, daß er die Haut geschmeidig erhält und sie, indem er sie einfettet, gegen das Eindringen wässriger Flüssigkeiten schützt. —

Wenn ich mit diesem Artikel die erste Serie meiner anatomisch-physiologischen Skizzen schließe, so geschieht das, um in einer demnächst zu beginnenden zweiten Reihe tiefer in die Physiologie des Menschenkörpers einzudringen und insbesondere das animalische Leben desselben zu erörtern, welches die Nervenphysiologie und die Physiologie der Sinnesorgane zu ihrem Gegenstande haben. Danach wird das Gebiet der Ernährung, welches ich in der anatomisch-physiologischen Betrachtung des Verdauungsapparates und seiner Tätigkeit nur rein äußerlich gestreift habe, gesonderte Behandlung finden.

Zur Erläuterung der vorstehender Arbeit beigefügten Abbildungen sei hier noch folgendes angefügt:

Fig. 8 (Seite 118). Eingeweide des Bauches auseinandergelegt. In Lungen, m Brust- oder Mittelfell, teilt die Brusthöhle in zwei Hälften und überzieht die Lungen und großen Gefäßstämme, h Herz, vom Herzbentel umschlossen, z Zwerchfell, trennt die Brust- und Bauchhöhle von einander, le rechter, l₆ linker Leberklappen, ma Magen, mi Milz, ne Niere oder Gekröse, welches die Därme verdeckt, p Pfortner des Magens, di Dickdarm, da Schlingen des Dünndarms, a große Körper Schlagader (Aorta), aus der linken Herzkammer entspringend, o obere Hohlblutader, in den rechten Vorhof des Herzens mündend.

Fig. 9 (S. 143). Eingeweide des Bauches in ihrer Lage. Buchstaben wie in der vorigen Figur.

Fig. 10 (S. 143). Verdauungsorgane. a Endteil der Speiseröhre, b Magen, c Bauchspeicheldrüse, d Milz, e Anfang des Zwölffingerdarms, f Gallenblase, g Leber, h Duodenumdarm, i Dünndarm, k Mastdarm, l Blinddarm mit dem Wurmfortsatz, m aufsteigender Grimmdarm.

*) Neutral heißt in der Chemie jede Substanz, welche weder zu den Säuren noch zu den Alkalien gehört. Unter Alkalien versteht man die Oxyde (Sauerstoffverbindungen) und Oxydhydrate (Verbindungen von Oxyden mit Wasser) der Metalle Kalium, Natrium, Lithium, Rubidium und Cäsium. Diese Alkalien sind nicht flüchtig, in Wasser leicht löslich, ziehen Kohlenäure aus der Luft an und wirken fäulnisschädlich (die Epidermis zerstörend); ihre Wirkung auf den Lakmusfarbstoff, den sie bläuen, und den Farbstoff der Curcumä, den sie bräunen, nennt man „alkalisch reagiren“. Unter Säuren versteht man chemische Verbindungen sehr verschiedenartiger Beschaffenheit, welche darin übereinstimmen, daß sie mit gewissen Sauerstoffverbindungen, die Basen genannt werden, Salze bilden, meist sauer schmecken und blaues Lackmuspapier röten, d. h. „sauer reagiren“.

**) Strecker, Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie. S. 417.

*) Nach den Angaben im Artikel Ausdünstung in Brodhau's Konversationslexikon, 13. Aufl., 1882.

***) Funke, a. a. D. Bd. I, S. 583.

****) Vogt, a. a. D., S. 153.

†) Die menschliche Arbeitskraft, S. 214.

††) Handwörterbuch d. Zoologie, Antropologie etc., Artikel Atnung.

Weihnacht.

Gedicht von Hans E. Stark.

(Bild S. 161.)

Im traulichen Bimner, weld' glänzendes Fest,
Ein glitzernd Gesimner im Tammengeäst.
Rings strahlen hernieder wohl hundert Kerzen,
Last schallen die Lieder; die Kinderherzen
Ergreift mit gewaltiger Baubermacht
Die fröhliche, selige Weihenacht.

Einst bracht' ihre Spenden dem Sonnengott dar
Bar Winterwende der Väter Schar,
Daß das Leben im Walde bald wieder er wecke
Und befreie die Halde von eisiger Decke.
Die Hoffnung des Glücks war aufs neue erwacht
In des nordischen Winters düsterster Nacht.

So erweckt heut noch immer selbst im bittersten Leid
Der Hoffnung Schimmer die Weihnachtszeit;
Und wenn einst uns Alten der Mut auch zerbricht,
Last die Kinder nur walten, sie bengen sich nicht.
Aus ihrem Gemüte entsprossen stets neu
Die Blumen der Liebe, die Ranken der Treu.

Seht dort auf der Gasse den zitternden Mann,
Das Antliz, das blasse, schaut niemanden an,
Er streicht seine Fiedel, sein Bub' wird euch singen
Ein Liedel, so recht in die Herzen zu dringen.
Erbarmenswert, wem kein Glück ist geweiht
In der freudeverheißenden Weihnachtszeit!

Nicht hält mehr die Kinder die festliche Stub', —
O Mutter, ein Blinder und ein frierender Bub'.
Ich bringe, ruft Nettchen, ein Süppchen geschwinde!
Und ich schenk mein Bettchen dem zitternden Kinde!
Wir öffnen den Armen die Pforte weit,
's ist ja fröhliche, selige Weihnachtszeit.

Allerlei zur Frage der literarischen Produktion.

Zwanglose Plauderei von Egon Alf.

Es war meines Erachtens ein höchst bedenkliches Wagestück, daß die Redaktion der „Neuen Welt“ sich mit meinem Vorschlage einverstanden erklärte, einmal einer zwanglosen Plauderei meiner Feder die Spalten ihres Blattes zu öffnen. Ich bin nämlich unseligerweise einer von den Menschen, die zwar dies und jenes, von dem einen wenig, von dem andern etwas mehr, gelernt haben, die aber ewig Stämper bleiben in einer — vielleicht über alle andern wichtigen — Kunst: der Kunst, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Das heißt — genau genommen: vor den Mund nehmen kann ich viele Blätter, — tausende sind es, die ich schon vor den Mund genommen, aber — der Himmel verzeihe mir die Sünde! — ich kann es nun einmal nicht lassen, besagte Blätter dabei regelmäßig von oben bis unten mit allerlei hieroglyphischen Zeichen zu bekrizeln, — mit Zeichen, die ich, im tiefsten Vertrauen gesagt, oft selbst nicht wieder enträtseln kann, wenn sie mir später gelegentlich einmal zu Gesicht kommen; — bin ich nun erst mit dieser möglicherweise in bezug auf ihren ästhetischen Wert etwas zweifelhaften Kunstleistung zurande, so kann ich partout die Blätter nicht mehr vor dem Munde behalten, — sie flattern hinaus in die Welt, finden regelmäßig irgendwo einen geduldigen Schriftgelehrten, der sie entziffert und mit Hilfe der oft leider nur zu deutlichen gotischen oder Antiqua-lettern auf die Mitwelt bringt.

Ob das ein Unglück ist für die Mitwelt, will ich nicht entscheiden, mein Pech aber ist es jedenfalls. Die Menschen sind nämlich alle weder gute Christen, noch leidliche Statistiker oder erleuchtete Mediziner — mit verschwindenden Ausnahmen. Wären sie gute Christen, so würden sie, wenn sie meine Feder ärgert, die Augen aufschlagen zum Himmel und seufzen: Vater vergib ihm, denn er weiß nicht, was er uns tut. Oder schlimmsten-

falls würden sie sagen: Sehet da einen Menschen, der ist vom Teufel besessen. Lasset uns für ihn beten, daß Satanas ablasse von seiner Seele. Und wenn sie leidliche Statistiker wären, würden sie dozieren: Unter 1000 Menschen, so lehrt unsere unfehlbare Wissenschaft, gibt es immer 10 Menschen, die ihren Mitmenschen stets zum Wohlgefallen leben und zur Freude wirken, reden und schreiben, dagegen gibt es unter 1000 auch immer 1 Exemplar, das unausführlich Dinge aufs Tapet bringen und an die große Glocke hängen muß, denen nach der Meinung aller zartfühligen Bildungsgemüther der Mantel der christlichen Liebe am schönsten läßt. Solch ein Individuum mag noch so fatal erscheinen, es bleibt doch immer das Produkt eines unwandelbaren Naturgesetzes, dessen Wirken mathematisch genau durch die Zahlen unserer unvergleichlichen statistischen Wissenschaft ausgedrückt und bewiesen werden kann. Item lasse man den Kerl laufen, — alles begreifen heißt zwar nicht, wie die Staal unwissenschaftlich behauptete, alles verzeihen, — aber nach einer weit höheren Autorität, nach dem genialen Schöpfer des Prinzips der allgemeinen Wurstigkeit, heißt

Alles begreifen:

Auf alles — pfeifen.

Und die erleuchteten Mediziner würden würdevoll das Haupt wiegend in der Hauptsache zustimmen: Es ist eine mit Notwendigkeit aus unsern Zuständen hervorgehende Krankheit, die sehr bedenklich ist, wenn sie chronisch wird. Im übrigen ist es eine Krankheit wie andere auch und vermag den Radikalmitteln, welche die hochentwickelte medizinische Wissenschaft unserer Zeit anzuwenden lehrt, nicht auf die Dauer zu widerstehen: der eine kann den Mund nicht halten, der andere etwas anderes nicht, in vorliegendem interessanten Falle zeigt es sich, daß ein Mensch die Tinte nicht halten kann. Man gebe dem Patienten täglich

dreimal einen Hundertmarkschein, in der Schriftsprache unserer Wissenschaft: auri papyrici 100.00, und selbst in den schwersten Fällen wird man den beruhigenden Eindruck dieser Behandlungsweise allsogleich spüren. Freilich kann es sich hierbei auch nur um eine sehr energische allopathische Kur handeln, die Homöopathie würde mit ihrer Ähnlichkeitslehre dem Manne jedenfalls Tinte zu trinken geben und damit weder sein Allgemeinbefinden heben noch seine Lust Tinte von sich zu geben vermindern. Andererseits würde sie auch dann so gut wie nichts ausrichten, wenn sie das obengenannte, so gewiß wie Chinin bei Fieber wirkende, Heilmittel, das treffliche aurum papyricum, in homöopathischen Dosen geben wollte.

Ich sagte also gewiß mit Recht: die Menschen sind zu allermeist zwar gute Leute, aber schlechte Christen, dabei unwissend in statistischer und abergläubisch in medizinischer Wissenschaft. Ihr Aberglauben betreffs meiner Wenigkeit und deren sie angehende Schreiberei z. B. geht, sofern sie sich darum kümmern, stets dahin, ich sei schuld an all dem, das ich denke und tue, rede und schreibe, und dennoch weiß ich und wills beweisen: sie selbst sind mehr schuld daran als ich.

Jener medizinisch-statistische Aberglaube im Verein mit unchristlich-christlicher Intoleranz hat mir zwar schon ungeheure Mengen Silbers eingebracht, jedoch leider nur eine besondere Art des Silbers, das salpetersaure Silberoxyd nämlich, oder, wie man das in Apoteken nennt, den Höllestein der üblen Nachrede, mit dem gute Freunde und getreue Nachbarn ihre eigenen moralischen Pühhneraugen, Warzen und Wunden an meinem Leibe wegzubeizen und auszubrennen bemüht waren; reden ist freilich Silber, es fragt sich bloß was für eins, und die soeben genannte, verschwenderisch über mich ausgeschüttete Silberforte hat mich mancherlei gekostet, was für mich Gold war, nämlich sehr viel Zeit und unsägliche Mühe, um die paar Quadratfuß Platz eben nur notdürftig zu behaupten, die ich in der Welt auf die Dauer eines arbeitsvollen Menschenlebens beanspruche für mich und die, so meines Samens sind, solange diese sich ihrer Epidermis und dessen, was darunter pocht und kocht, nicht selber zu wehren vermögen.

Du glaubst mir jetzt wohl schon, lieber Leser und noch liebere Leserin, daß ich schreibe wie mir die Feder gewachsen ist, und das ist keine kleine Torheit in einer Zeit, wo einigermaßen pfliffiges Federvieh die Federn wechselt, wie der Stutzer die Handschuh, der am hellen Tage zur Galavisierte sein Vordergeben in weiße Futterale verfenkt, auf der Promenade in weissenblauen und zur Spazierfahrt mit seiner Mätresse in grasgrüne, weil la belle lorette, die Gottesgeißel, behauptet, sie ziehe die Grünen allem andern, was sonst noch ledern ist auf der Welt, bei weitem vor.

Manchmal ist es mehr als eine Torheit, — doch was es dann ist, weiß nur der liebe Gott und der Staatsanwalt, welcher letztere die Sonne des Strafgesetzes läßt scheinen über die Gerechten und Ungerechten und den Segen der Geld- und Gefängnisstrafen in den Schoß fallen heißt den schwarzen Untern und den Rotobern, jedoch in nicht genug zu preisender Nachsicht die chamäleonisch in allen Farben schimmernden, zumeist schwarzweißroten Troß-Buben verschont, denn diese sind schon — mit lebenslänglicher Geistesgefängenschaft — gelohnt genug.

Doch ich will den Staatsanwalt gerne einen guten Mann sein lassen, zudem bin ich — Dank, o Himmel, daß ich nicht wurde wie diese Böllner — niemals ein verantwortlicher Redakteur gewesen, — bin nicht einmal, was man ein Zoon politicon heißt — ein hochliedisches Diehriehen übersezt glaub ich der Sächser — bin vielmehr ein ganz unverantwortliches Zoon kritikon, und wo die Politik anfängt, da hört bekanntlich alle Kritik auf.

Wenn ich nun auch die Redaktion der „Neuen Welt“ nicht in Konflikt bringe mit dem Wächter des Gesetzes, so geschieht es doch wahrscheinlich mit den Wächtern der guten literarischen Sitte des Arbeitens nach dem Motto: Wasch mir den Pelz und mach mir'n nicht naß.

Doch der Vorworte sind nun genug gewechselt, ruft mir

vielleicht ein ungeduldiger Leser zu. Gut — wir werden so gleich mitten in der Sache sein.

Ich sagte: es sei eine Torheit, so zu schreiben, wie einem die Feder gewachsen ist, — nun, dumm genug, also zu tun, bin ich allerdings ganz sicherlich nicht allein, aber dennoch sehr — sehr viele der Herren Kollegen von der Feder sind tausendmal gescheiter: sie schreiben wie andern die Federn gewachsen.

Man denke, was das für ein riesiger Vorteil ist! Angenommen, ein übergütiges Geschick hätte mein inbrünstiges Gebet, das ich dereinst Tag für Tag zu meinen Sternen schickte, als ich noch wähnte, eine Schreiberseele meiner Couleur könne auch einmal in das Paradies behaglichen Wohlstandes kommen, das Gebet:

O daß ich tausend Federn hätte
Und tausendfach solch' Tintensaß —

wäre mir gewährt worden, was wäre der Strom meines Schaffens, der sich dann über die Welt ergossen hätte, in Tiefe und Breite gegen die Ozeane, aus denen oberührte Herren Kollegen schöpfen.

Sie meine ich, denen nicht tausend Federn, sondern alle die millionen und milliarden, die jemals existirt und über der glatten Ebene des Papiers und aller seiner Vorläufer geschwelt haben, zur Verfügung stehen.

Jene Unsterblichen sind es, deren Werke unter dem Titel „Gesammelte Abschriften“ herausgegeben zu werden verdienen.

Das Abschreiben, hochverehrte Lesewelt, ist nämlich — ehrlich gesagt! — unter den Schriftstellern noch weit verbreiteter und beliebter als das Schreiben, d. h. das schriftstellerisch Produzieren.

Es ist auch keineswegs eine Entdeckung unseres erfindungsreichen Jahrhunderts; im Gegenteil: es ist mir sehr wahrscheinlich, daß schon der zweite Schriftsteller, den das Menschengeschlecht hervorgebracht hat, ein Abschristler gewesen ist. Der erste wäre es sicherlich auch gewesen, wenn er nur etwas zum Kopiren vorgefunden hätte.

Auf einen klassischen Beleg, wie weit das Abschriststellern schon vor mehr als hundert Jahren getrieben wurde und in wie hohen Regionen der Literaturgeschichte der verschiedensten und vornehmsten Kulturvölker wir Abschreiber härtesten Kalibers zu finden vermögen, — bin ich soeben wieder einmal bei Lichtenberg gestoßen.

Im „Göttingischen Taschenkalender“ für 1796 schreibt er über „Gelehrte Diebstähle“:

„Lessing soll gesagt haben: das müsse ein elender Schriftsteller sein, der nicht zuweilen etwas borge. Nun, das mag gelten, wenn nur die Interessen bezahlt werden durch leichte Entrichtung von etwas Erkenntlichkeit gegen den Eigentümer, an einem andern Ort und bei einer andern Gelegenheit. Allein wer sollte glauben, daß Voltaire, der alles, was er berührte, in Verse verwandelte, einen der schönsten und bedeutungsvollsten Verse der ganzen Henriade so ganz unverwandelt und ohne Schein von Erkenntlichkeit sollte geraubt haben, und noch dazu den zweiten vom Anfang des ganzen Gedichts?

Je chante le Héros, qui régna sur la France,
Et par droit de conquête et par droit de naissance.

Dieser zweite Vers steht Wort für Wort in einem 1801 zu Paris gedruckten Gedichte des Abbé Cassagnes: Henry le grand Roi, Poème. In diesem Gedichte wird der große Heinrich Ludwig den XIV. anredend eingeführt:

Lorsqu' après cent combats, je possédai la France
Et par droit de conquest, et par droit de naissance.

Aus Erkenntlichkeit merken wir an, daß wir diese ganze Bemerkung dem Herrn von Bar abgeborgt haben (Babioles littéraires T. V. p. 73). Allein über alles gehen die Plünderungen ach! des armen Yorik! In den Manchester Memoirs Vol. IV p. 1 befindet sich ein Aufsatz eines gewissen Herrn Ferris, der überschrieben ist: Comments on Sterne, worin ebenso gründlich als bescheiden und unwidersprechlich dargetan wird, daß Lorenz Sterne einer der größten Plagiatoren der neueren Zeit war. Aus Burton's Anatomy of Melancholy hat er ganze Stellen, nicht bloß nach den Regeln einer erlaubten imitationis virilis verschmolzen, sondern periodenweise wörtlich

abgeschrieben, in seinen Tristram übertragen. Yorik zog einst eine Nessel aus, die auf Lorenzos Grabe gewachsen war, das kostete keine Mühe. Wer wird das Pflänzchen losreißen, das ihm Ferriar auf das feine gepflanzt hat?"

Jeder, der auch nur notdürftig die Geschichte der Weltliteratur kennt, wird mir zugestehen, daß ich soeben eine möglichst illustre Schriftstellergesellschaft heraufbeschworen habe.

Der, welchem ich die Möglichkeit dieser Beschwörung in nächster Linie zu verdanken habe, ist der große Naturforscher, Satiriker und Stillist Georg Christoph Lichtenberg, der 1742 als achtzehntes Kind einer bescheidenen Predigerfamilie in der Nähe von Darmstadt geboren wurde und als Professor in Göttingen 1799 gestorben ist. Voltaire, den er eines nicht eben bedeutenden Plagiats, d. h. eines kleinen literarischen Diebstahls, bezichtigt, brauchte ich eigentlich wohl niemanden erst vorzustellen.

Er ist der Stolz der französischen Nation, die vornehmste Zierde der französischen Literatur, der Freund desjenigen Friedrich von Preußen, den die Geschichte den Großen nennt, unbestritten einer der geistreichsten Menschen, die je gelebt haben.

Und er — der aus dem Füllhorn seines eigenen Geistes für die Lebensarbeit von tausend Geringeren Stoff übergenug zu schöpfen vermochte, — er ein literarischer Dieb!

Nun, — man könnte sagen, mit der von Lichtenberg angeführten Stelle, dem einen Verse, sei das noch lange nicht bewiesen, und man hätte damit keineswegs so ganz unrecht. Daß so ein paar Worte genau in dem gleichen Sinne und Silbentalle bei zwei Schriftstellern sich finden, ohne daß einer von dem andern auch nur weiß, gehört keineswegs zu den Unmöglichkeiten.

Aber daß Voltaire von Cassagnes gewußt und das betreffende Werk desselben gekannt habe, daran kann nicht gezweifelt werden, und daß es ihm, bei seiner Charakteranlage, auf eine kleine literarische Anleihe sicher nicht ankam, ist auch nicht zu bezweifeln. Er war trotz der Fülle seines Geistes völlig der Charakter dazu, das was ihm gefiel und in seinen Kram eben

paßte, zu nehmen ohne jede Spur moralischer Bedenken, wo er es fand, und wenn er wirklich nicht mehr gestohlen hat oder hätte, als das oben zitierte Verslein, so könnte man, wie Lessing tut, so etwas als einen unschuldigen Vorgang passieren lassen.

Anderz steht es nach Lichtenberg mit Yorik. Er, einer der größten Humoristen Englands — auch einer der größten literarischen Diebe, der ganze Perioden — natürlich ohne Quellenangabe — „periodenweise wörtlich abgeschrieben“ hat. Da hätte selbst Lessings Geduld und Nachsicht ein Ende gehabt und er hätte seinem: Ein elender Schriftsteller, der nicht zuweilen etwas borgt, hinzugefügt: ein noch viel elenderer der, welcher so stiehlt, mag er sonst noch so beanlagt und bedeutend sein.

„Aber wir kochen ja doch alle mit Wasser“, hat mir ein biederer Kollege, einer der gewandtesten und fleißigsten Abschreiber der Gegenwart, entgegengehalten, als ich ihn bei einem literarischen Diebstahl erwischt und festnagelte. Damit meinte der Gute, wie er mir auf meine sehr derbe Entgegnung schlan lächelnd auseinandersetzte, daß doch keiner von uns nur aus Eigenem schöpfe, daß jeder auf den Schultern seiner Vordermänner stehe und oft viel besser tue, etwas Gutes einfach abzuschreiben, als es durch Umarbeitung abzuschwächen und zu verballhornen.

„Wissen Sie zunächst, wozu der gütige Schöpfer Himmels und der Erden die Gänsefüße geschaffen hat?“ fragte ich den literarischen Pfüffikus.

„Gewiß,“ nickte er ernsthaft, „damit die Gänse fortlaufen können, wenn der Fuchs kommt, der sie aus Hunger oder Liebe fressen möchte. Die Gänse wissen aber leider von dieser Gottesgabe keinen rechten Gebrauch zu machen.“

„Warten Sie, mein Vester,“ war nun meine Antwort, „ich will Sie sogleich mit anderen Gänsefüßen bekannt machen, die die Füchse und das übrige kleine Raubgesindel — der Literatur nicht zu gebrauchen versteht.“

Wenn der gütige Leser die nötige Geduld hat, kann er der Recapitulation jener Lektion, welche ich dem Landsknecht von der Feder erteilt habe, in nächster Nummer beiwohnen.

Ein Ehepaar.

Weihnachtserzählung aus dem Proletarierleben in London.

Von H. Radow.

London, die Millionenstadt, die Sehnsucht und Hoffnung so vieler Fremden, war seit kurzem mein Aufenthalt, es sollte meine bleibende Wohnstätte werden.

Auf dem Kontinent hört man viel von dem Reichtum Londons, — von seinem Glend, seiner Armut hört man weniger.

Armut und Glend sind ja so still, so gelassen, so bescheiden, sie machen nicht viel von sich reden.

Arm, elend, hungrig und — still — endlich ganz still —

Doch wer hat hier gelebt, ohne ein Gefühl der tiefsten Trauer, ja des Abscheus empfunden zu haben beim Anblick des namenlosen Glends, des ungeheuren Lasters, das ihm auf jedem Schritt entgegenstarrt!

Welcher Bewohner Londons kennt nicht die Seven-Dials, dieses Gewirre von engen, schmutzigen Gassen und Höfen, wo man, selbst bei schönem, trockenem Wetter, kaum den Fuß vom Pflaster lösen kann, wo man des Abends nicht atmen kann vor all dem ekelhaften Dunst und Geruch, welcher den Lampen der vielen Karrenhändler und den unzähligen Bratfischläden entströmt.

Und wer kennt nicht Whitechapel, dies Viertel Londons, wo Arme aller europäischen Nationen zusammengepfercht sind, mit seiner Pettycoat-Lane, diesem Schmutzpfuhl des Lasters und der Armut.

Doch entschuldige, lieber Leser, ich wollte nicht klagen über das Elend dieser Welt, ich wollte nur eine Geschichte erzählen.

Freilich eine Geschichte der Armut. —

Es war an einem schönen, sommerhellen Montag Nachmittag. Das schöne Wetter hatte mich verleitet, nicht wieder an die Arbeit zu gehen, ich machte blau.

Ich wollte ein paar Stunden ungestört Landluft genießen und lenkte meine Schritte der Aldgate-Station zu, um von da mit der unterirdischen Stadtbahn das Land zu erreichen.

Richmond, dieser herrliche Punkt in der Umgebung Londons war mein Ziel. Mein Weg führte mich durch Pettycoat-Lane.

Welch buntes Getriebe in dieser engen, schmutzigen Gasse; Polen scheint seine ganze arme jüdische Bevölkerung hierher gesandt zu haben, sie halten jedes Haus, jeden Winkel besetzt mit ihren Handelsartikeln.

Alles, alles kann man hier finden, alte Kleidungsstücke und geraucherte Heringe auf demselben Karren, Schmutzgegenstände, echt und unecht, neben Orangen, Äpfeln und Birnen, Pfandleiher neben schmutzigen jüdischen Restaurationen, in denen man koscher speisen kann; koscher, d. h. rein speisen in diesen Schmutzhöhlen, — man möchte lachen, hätte die Sache nicht einen so ernsten Hintergrund.

Am Ausgang eines Hofes stand ein junges Mädchen, das mir aufstiel, weil es, wenn auch sehr einfach, doch sauber gekleidet war.

Mein Blick ruhte einen Moment auf dem Gesicht des Mädchens, es war ein hübsches Gesicht, rund und voll, ein leichtes Rot färbte die Wangen, schönes, reiches, blondes Haar rahmte das Gesicht ein und war am Hinterkopf, nach der hiesigen Sitte, in einen losen Knoten aufgedreht.

Dagegen sie erst ungefähr 15 — 16 Jahre zählen mochte, sah man doch einen gewissen herben Zug um ihre Lippen spielen, den ja leider die harte Lebensschule den Kindern der Armen schon so früh aufbrückt.

Aber hatte ich dies Mädchen nicht schon einmal irgendwo gesehen? Im nächsten Augenblick erinnerte ich mich deutlich, gewiß, ich hatte sie schon gesehen, in derselben Fabrik, wo ich arbeitete, hatte ich auch dies Mädchen einmal nur flüchtig gesehen.

In den modernen Fabriken einer Großstadt lernen die Arbeiter sich kaum gegenseitig kennen, man sieht sich einmal flüchtig beim Hinein- oder Hinausgehen, das ist alles, man kümmert sich nicht weiter um einander; wozu auch? Helfen kann man doch einander nicht.

Aber wenn sie in der Fabrik arbeitete, weshalb stand sie da, es war doch Arbeitszeit, oder machte sie auch blau, wie ich?

Ich trat auf sie zu mit der Frage: „Wie gehts Ihnen, Miß?“

„Ganz gut, soweit es unsereinem überhaupt gut gehen kann,“ war die Antwort.

Es schien mir, als wollte sie noch mehr sagen und nur innehielt, weil ihr etwas an mir aufgefallen war.

„Arbeiten Sie nicht bei W. E. in G. St?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete ich und setzte hinzu: „Ich glaube auch Sie dort gesehen zu haben, sind Sie nicht mehr dort?“

Während dieser Frage hatte sie sich von der Wand, an der sie bisher lehnte, entfernt und stand jetzt neben mir; ein lebhafteres Rot übergoß ihre Wangen, als sie nun sagte:

„Nein, ich bin fort von da, das war mir denn doch zuviel Elend, ich sollte dort lernen und mich auf fünf lange Jahre verpflichten mit der Aussicht, die ersten zwei Jahre nicht mehr zu verdienen als

2—2.6 Pence (ca. 2—2½ Mark) pro Woche. Dabei hätte ich ja verhungern müssen, das ging nicht; ich bin also fort und jetzt reinige ich Treppen, dabei verdiene ich zwar auch nicht viel, aber ich kann mich doch satt essen und auch meiner Mutter noch ein paar Pence geben.“

„Werde übrigens auch das bald aufgeben,“ setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, während ein Hauch der Freude über ihr Gesicht flog. Auf meine Frage, weshalb, erzählte sie mir unter lautem Lachen, daß sie bald heiraten werde.

Heiraten, dachte ich unwillkürlich, und kaum sechszehn Jahre alt, doch ich sprach es nicht aus, erinnerte ich mich doch, daß das hier in London zu den Alltätigkeiten gehört.

Zwei gedankenlose, unwissende Menschenkinder, die Burschen oft nur 18 oder 19, die Mädchen 15 bis 16 Jahre alt, die häufig beide weder lesen noch schreiben können, ketten sich fürs ganze Leben aneinander, folgen nur einer augenblicklichen Leidenschaft, unbekümmert um die Tragweite ihres Schrittes.

Keine Seele gibt ihnen Rat; sind doch die Eltern, wenn überhaupt Eltern da sind, in der Regel froh, die Versorgungspflicht los zu sein.

Ist es da zu verwundern, wenn Brutalitäten zwischen Eheleuten hier in England so gewöhnlich sind? Oder wenn die Spezialgerichtshöfe für Ehescheidung jeden Tag überfüllt sind, und zwar sowohl von Armen wie von Reichen?

Heiraten ist ein ernstes Ding für Männer und Frauen, für Kinder sollte es unmöglich sein.

Ich war während dieser Betrachtung unwillkürlich weiter gegangen; als ich zur Seite sah, ging sie noch neben mir.

„Also heiraten wollen Sie,“ sagte ich, das Gespräch von neuem beginnend, „da werden Sie wohl eine gute Partie machen?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Mein Bill (Abkürzung für Wilhelm) hat gerade so wenig wie ich, nämlich garnichts, aber er ist ein fleißiger und ordentlicher Bursche, und so werden wir wohl vorwärts kommen.“

„Hat denn Ihr Bill ein Handwerk?“

„Nein, wenigstens kein Handwerk im gewöhnlichen Sinne; er hat mit Charley zusammen einen Karren und einen Esel, damit fahren sie des Morgens nach dem Spitalfieldsmarkt und fahren den kleinen Grünwarenhändlern die Waare nachhause, Nachmittags fahren sie in die Vorstädte und tauschen Lumpen, altes Eisen u. s. w. ein für Steingutwarenen.“

Ja ja, lieber Leser, in London, in dieser Handelsstadt ersten Ranges existiert noch der ursprüngliche Tauschhandel. Bill und Charley z. B. geben in die Häuser und fragen bei der Hausfrau an, ob sie alte Kleider, Stiefel, Glas, Eisen, Lumpen u. s. w. zu verkaufen habe. Sie bieten dafür Blumenvasen, Frucht- oder Butter- oder Tafelteller als Äquivalent an, und in den meisten Fällen gibt dann die Hausfrau zu ihren Lumpen und Abfällen noch bares Geld zu, und mancher Ehemann hat wohl schon die Sparjamkeit seiner Hausfrau im Anjammeln von Lumpen verwünscht, denn für ihn ist es keine Sparjamkeit, sondern meistens noch eine Mehrausgabe in barem Gelde.

Bill und Charley trieben also ein Kaufmannsgeschäft im antiken Sinne, und zwar, wie es schien, nicht ohne Erfolg. Denn sie hatten, außer daß sie ihr Leben fristeten mit ehrlichem Erwerb, es dabei doch schon auf Esel und Karren gebracht.

Meine Begleiterin, Polly Smith (Polly Abkürzung für Pauline) schien auch ganz glücklich und stolz zu sein auf das kaufmännische Talent ihres Bill und mochte sich davon große Erfolge für die Zukunft versprechen.

Wir hatten während dieses Geplauders die Eisenbahnstation Aldgate erreicht, und ich bot ihr die Hand zum Abschied, indem ich ihr alles Glück zu ihrer bevorstehenden Ehe wünschte.

Polly war während unserer kurzen Unterhaltung recht zutraulich geworden und tat beim Abschied, als wären wir alte Bekannte, reichte mir ihre Hand und wünschte mir viel Vergnügen; dann nahm sie wieder ihren Weg nach Pettycoat-Lane.

Einige Wochen vergingen, ich hörte nichts von Polly Smith, desto öfter dachte ich an dieses Kind, das im Begriff stand, im Alter von sechszehn Jahren den für Arme mit so vielen Sorgen verbundenen Ehestand zu schließen.

Ungefähr drei Wochen nach meinem ersten Zusammentreffen mit Polly traf ich sie eines Mittags auf meinem Wege zum Speisehaus in Bishopsgate wieder.

Diesmal war sie jedoch nicht allein, sondern ein junger Bursche ging an ihrer Seite. Als sie mich wahrte, kam sie lachend auf mich zu, ihren Begleiter gewissermaßen nach sich ziehend.

„Wie gehts Ihnen,“ redete sie mich an, „haben Sie sich in Richmond amüßert?“

„Oh, mir gehts soweit gut,“ sagte ich, „und was das Amüßement in Richmond anlangt, so bin ich zufrieden; wie gehts Ihnen, sind Sie schon verheiratet?“

„Nein, noch nicht, aber in einigen Tagen werde ich's sein, wir kommen gerade von der Office und nächste Woche wird Hochzeit sein, nicht wahr, Bill?“

Ich mußte zugeben, Polly hatte keinen üblen Gesichtsdruck, der Bursche war nach seiner Art, obgleich der reine Typus des Whitechapel-Marktarbeiters, doch nicht häßlich und schien vor allen Dingen kräftig und gesund.

Bill lachte vergnügt und meinte: „Nun, meinetwegen könnte morgen Hochzeit sein, aber wir müssen ja die drei Wochen des Ausschlags in der Office abwarten.“

Ich hatte wenig Zeit und wollte mich schnell verabschieden, aber Polly hielt meine Hand fest und sagte: „Wenn es Ihnen Spaß macht, kommen Sie auf unsere Hochzeit, nicht wahr, Bill, du hast nichts dagegen?“

Ich war etwas erstaunt über diese Einladung, doch nahm ich nach kurzem Bedenken, und da auch Bill zustimmte, die Einladung an.

Die Trauung war auf Donnerstag Vormittag 10 Uhr festgesetzt. Ich konnte kaum die Zeit abwarten, sollte ich doch zum erstenmal Gelegenheit haben, einen tieferen Einblick in das häusliche Leben einer armen englischen Arbeiterfamilie zu tun.

Um halb zehn Uhr des bezeichneten Tages klopfte ich an Pollys Zimmertür im zweiten Stock eines kleinen Hauses in einer der engen und schmutzigen Gassen, die Bishopsgate mit Spitalfields verbinden.

Ein lautes „Herein“ schallte mir entgegen. Ich öffnete die Tür und trat ein.

Polly und Bill begrüßten mich als alten Bekannten, den übrigen Anwesenden, zwei älteren Frauen, wurde ich vorgestellt und von ihnen freundlich empfangen.

Letzteres wäre wohl nicht der Fall gewesen, hätten sie gewußt, daß ich Ausländer sei; so erfuhren sie es erst später, als wir schon bekannter mit einander waren.

Wie mir Polly mitteilte, war die Hochzeitsgesellschaft beisammen, es wurde niemand mehr erwartet.

Die beiden älteren Frauen, beide ungefähr vierzig Jahre alt, waren robust und man konnte ihnen ihren Erwerb am Gesicht ablesen, sie waren Marktfrauen und schienen dem Gin (Schnaps) nicht gerade abgeneigt.

Die jüngere von ihnen war Pollys Mutter, die andere eine alte Freundin derselben.

Ich schaute mich flüchtig im Zimmer um. In der Ecke stand ein Bett, unterm Fenster ein Tisch, davor drei Stühle, überm Kamin waren einige Photographien aufgehängt und in dem offen stehenden Wandschrank waren einige Kochtöpfe, Tassen und Teller aufgestellt.

Das war alles, und es war noch nicht einmal neu, offenbar war es beim Trödler erstanden, vielleicht gar auf Abzahlung.

Aber es war doch etwas, etwas Eigentum; wie viele fangen noch schlechter an, können nichts an Mobilien kaufen, sondern mieten möbliert; ich hätte das auch hier denken können, wenn nicht Polly mir schon mit einem Gemisch von Stolz und Scham erzählt hätte, daß Bill die Sachen von seinem Erparten gekauft habe.

Entsprechend der Hauseinrichtung war die Kleidung der Anwesenden, und wenn ich nicht gewußt hätte, daß es sich um eine Hochzeit handle, aus der Kleidung hätte niemand es schließen können.

Selbst die Braut entbehrte jedes Schmucks, den man sonst wohl bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewohnt ist.

Kein Myrtenkranz im Haar, kein Schleier, nichts was die Braut verriet. Ein einfaches hellgelbtes Kattunkleid, sanber gewaschen und gebügelt, darüber ein Jaquet von schwarzem Wollenstoff und ein schwarzer Strohhut, dessen Rand auf der einen Seite aufgeschlagen war und mit einer dunkelroten Rose festgehalten wurde, das war das Brautstüm Pollys, welches noch durch ein kleines rotgedrehtes Halstuch vervollständigt wurde.

Die beiden Frauen, welche auf der Registratur als Zeugen fungieren sollten, waren ebenso einfach gekleidet, nur hatten sie statt des schwarzen Jaquets einen großen wollenen, sogenannten türkischen Schal um, welches Kleidungsstück bei den londoner Marktfrauen in hohem Ansehen steht und gewöhnlich in der Familie als unverwundliches Erbstück gilt.

Bill hatte offenbar alles aufgeboten, um an seinem Hochzeitstag möglichst als Gentleman zu erscheinen, doch war ihm das schlecht gelungen; der arme Junge konnte den Markthelfer nicht unter dem Anzug verbergen.

Ein aus dunklem, gewöhnlichen Stoffe gefertigter Anzug hing schlodderig und lose um seinen Körper, man sah es auf den ersten Blick, daß ein Schneider sich keine Mühe gegeben hatte, den Stoff dem Körper anzuschmiegen, offenbar war der Anzug bei einem Trödler gekauft und dieser hatte sich bemüht, dem Bill einzureden, daß der Anzug vortrefflich passe.

Die Kopfbedeckung, ein kleiner schwarzer Filzhut, war tief über den Hinterkopf gehoben, so daß er das über die Stirn geschittelte Haar vollständig unbedeckt ließ, ein rotwollenes Halstuch war lose um den Nacken gewunden und die Enden hingen, in einen losen Knoten geschlagen, vorne über den fest zugeknöpften Rock herab.

Das war Bill, Pollys Zukünftiger, ein londoner Markthelfer im Sonntagsstaat.

Was mich anlangt, so hatte ich mich auch keineswegs in Wichs geworfen, sondern war, schon ungefähr wissend, wie es sein würde, in meine Werktagskleider geschlüpft, hatte mir an der nächsten Gasse meine Stiefeln putzen lassen — was ich nicht immer tue, wenigstens nicht bei trockenem Wetter — und so paßte ich in die Gesellschaft.

Nach ungefähr zehn Minuten hatten wir die Registratur erreicht; kamen aber noch zu früh, es waren noch einige Paare vor uns.

Endlich, nachdem wir ziemlich eine Stunde gewartet, wurden Bills und Pollys Namen gerufen, bei welcher Gelegenheit ich auch erfuhr,

daß Pollys Bräutigam ein Mr. William Morton sei, was ich bisher noch nicht gewußt hatte.

Die Formalitäten waren bald beendet, und nach kaum fünfzehn Minuten trater wir wieder aus der Office heraus in das Wartezimmer — Polly war jetzt Mrs. Morton.

Von der kirchlichen Trauung, hatte Polly mir gesagt, würden sie Abstand nehmen, nicht etwa weil sie nicht fromm waren, nein, nur weil sie kein Geld dafür hatten, das konnte später noch einmal geschehen.

Ich riet ihr davon ab, indem ich ihr begreiflich zu machen suchte, daß ein Christentum, welches seinen Segen gegen baare Münze verkaufe, nicht verdiene, daß man sich darum kümmere.

Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hat, es war auch nicht viel Zeit zu solchen Dingen, denn Mr. und Mrs. Morton wurden jetzt beglückwünscht.

Ich glaubte, man würde nun nachhause gehen, um, wie es bei

uns üblich, im engen Kreise die Hochzeit zu feiern, doch das war ein Irrtum.

Beim nächsten Wirtshaus wurde Station gemacht, man müsse doch erst einen Schluck nehmen, meinte Pollys Mutter, und niemand machte einen Einwand.

Man ging heute, da man doch im Sonntagsstaat war, nicht in den „Raum für jedermann“, sondern ins Privatzimmer, was jedoch in englischen Wirtshäusern nichts weiter bedeutet, als daß man in diesem Privatraum, der nur durch eine manns hohe Bretterwand vom allgemeinen Raum abgeteilt ist, einen Halbpence fürs Glas mehr bezahlt oder daß man dort nur Getränke in Gläsern bekommt, während in den Publikträumen in zinnernen Bechern geschenkt wird.

Wir saßen und standen, — denn außer einigen Böden gibts in den Regel in den englischen Wirtshäusern keine Sitzplätze — also in der Privat-Bar, und Mr. Morton war sofort an der Bar, um die notwendigen Getränke zu bestellen.



Das Rathhaus zu Wintertur. (Seite 171.)

Für seine nunmehrige Schwiegermutter und deren Freundin einen Quater Gin, für sich, seine junge Frau und mich ein Glas Bier.

Nachdem die Gläser gefüllt waren und man zunächst auf das Wohl des jungen Paares getrunken hatte, begann Mrs. Clarke, die Freundin von Pollys Mutter, mit ziemlicher Anstrengung ein umfangreiches Packet aus ihrer Kleidertasche zu ziehen, welches sie dann der jungen Braut mit triumphirendem Blicke überreichte, indem sie sagte: „Hier, Polly, habe ich ein Hochzeitsgeschenk für dich mitgebracht. Du sollst doch sehen, daß ich an dich gedacht habe und nicht auf deine Hochzeit komme mit leeren Händen.“

Polly bedankte sich und nahm das Packet in Empfang.

Es war ein sonderbares Hochzeitsgeschenk, gelochte Schafspöten, nämlich in London unter der armen Bevölkerung eine Lieblings Speise, die Abends an den Straßenecken, gewöhnlich bei Wirtshäusern, verkauft werden per Stück ein oder zwei Pence, je nach der Größe.

Mrs. Clarke, selbst Schafspötenhändlerin, hatte es sich besonders angelegen sein lassen, die für Pollys Hochzeit bestimmten Pfötchen sauber und elegant herzurichten, jede einzelne Pfote war mit einem Kranz von grüner Petersilie umgeben.

Jetzt konnte das Hochzeitsessen beginnen, und Polly machte sich daran, die empfangenen Pfötchen unter uns auszuteilen.

Ich hatte die Dinger vorher nie gegessen, um aber die heitere Laune

nicht zu stören, nahm auch ich die mir dargereichte Pfote und fand mich so gut wie möglich damit ab. Schlecht schmeckte sie übrigens nicht.

Alles war in der frohesten Laune, nur Pollys Mutter schien etwas verlegen zu werden, denn sie hatte offenbar kein Geschenk für ihre Tochter.

Als erfahrene Frau wußte sie sich aber schnell zu helfen und sich an ihren Schwiegerjohn wendend, sagte sie: „Höre Will, ich habe da ein schönes Waschgeschirr in Bishopsgate im Laden gesehen, das werde ich bald nach eurer neuen, hoffentlich glücklichen Heimat bringen.“

„Ein Vogel in der Hand, — Mutter, du weißt,“ erwiderte er, und dabei warf er, gleichsam als wollte er damit den angefangenen Satz bildlich vollenden, ein Schafspötchen, das er gerade in der Hand hielt, bis hoch an die Zimmerdecke und fing es mit einer Geschicklichkeit, die einem Jongleur Ehre gemacht hätte, mit dem Munde wieder auf.

„Na Will, du kannst dich darauf verlassen, ich bin eine Frau von Wort, und was ich einmal verspreche, halte ich,“ sagte Mrs. Smith mit großem Stolz.

„Daran wird doch wohl niemand zweifeln,“ meinte Mrs. Clarke und setzte, sich an Polly wendend, hinzu: „Na, mein Liebling, wie findest du die Pfötchen?“

„O, sie schmecken ausgezeichnet,“ meinte Polly.

„Will ich meinen, verkaufe die Dinger jetzt seit zwanzig Jahren, versteh mich darauf aus dem ff.“

Bill war mit seinem Schafspitzenfrühstück unterdes fertig geworden, ließ sich vom Wirt eine lange Tonnpfeife geben, welche hier in jedem Wirtshaus gratis gereicht wird, und blies, nachdem er gestopft hatte, dicke Rauchwolken vor sich, in denen er, wie es schien, seine Gedanken sammelte; endlich sagte er zu seiner Schwiegermutter:

„Weißt du, ich will gleich morgen Pollys Leben versichern; es war gestern ein Agent bei mir und sagte, daß wenn ich zwei Pence pro Woche zahle, bekomme ich achtzehn Pfund Sterling, wenn Polly stirbt; ich denke es ist gut, wenn ich es tue.“

„Ach was,“ entgegnete Frau Smith, „wie kannst du denn nun schon, eben getraut, an Pollys Tod denken.“

„Ich denke doch Mutter, Vorsicht ist besser als Nachsicht, ich hoffe, Polly wird deshalb nicht früher sterben als sonst,“ meinte Bill.

„Ach! das ist wohl so eine Art Begräbnisverein, nicht wahr, Bill?“ meinte Frau Clarke.

„Nun so etwas ähnliches, nur sicherer,“ erklärte Bill.

„Ja, ja,“ fügte er dann mit Entschlossenheit hinzu, „ich werde alles daran setzen, um für Polly und mich es so behaglich wie möglich zu machen; ich denke auch nicht immer zu bleiben, was ich jetzt bin, mindestens denke ich noch einmal Droschkentischer zu werden und mein eigen Pferd und Cab zu haben.“

Der arme Junge hatte schöne Hoffnungen.

„Na, na, Bill,“ meinten beide alte Frauen gleichzeitig, „das wird wohl nicht so leicht sein,“ und die Frau Clarke setzte hinzu, als wollte sie damit Bill abschreden: „Ich habe einen Bruder gehabt, der war auch Droschkentischer, er hatte einmal ein Glas zu viel getrunken, fiel vom Bock und war auf der Stelle tot.“

„Das gilt bei mir nicht, ich trinke kein Glas zu viel,“ sagte Bill mit energischem Kopfschütteln.

„Schon gut, es soll dir gelingen,“ begütigte seine Schwiegermutter, und mit einem hellen Lachen fügte sie hinzu: „Na, Polly, du wirst noch einmal eine ganze Dame werden, sollst mal sehen, dein Bill wird dich Sonntags ausfahren, aufs Land, das wird ein Spaß werden.“ Während dieser Unterhaltung waren die Gläser wohl schon zum vierten oder fünftenmal gefüllt, und auch ich hatte schon meine zwei Runden bezahlt.

Nachdem noch mit einer sechsten Runde tüchtig auf das Wohl des jungen Ehemanns getrunken war, verabchiedeten sich die beiden alten Frauen, Polly, Bill und mir noch viel Vergnügen wünschend.

Als sie gingen, schwankten sie etwas. Die sechs Halb-Quartern, die jede von ihnen getrunken hatte, hatten ihren Dienst getan.

Der Bräutigam beschloß, den Rest seines Hochzeitstages in einer der Musikhallen der Nachbarschaft zu verbringen.

Ich war unentschlossen, ob ich mitgehen sollte oder nicht, nach kurzem Besinnen entschloß ich mich fürs erstere; ich wollte das Ende dieser Hochzeit sehen.

Wir gingen nicht weit, die Cambridge Hall war unser Ziel. Das Entree, sechs Pence (50 Fig.) à Person, bezahlte ich für uns alle drei, und stieg dadurch jedenfalls um ein Bedeutendes in der Achtung des jungen Ehepaars.

Als wir in den Saal traten, hatte die Vorstellung schon begonnen, ein imitirter Neger stand gerade auf den Brettern, die auch ein Stück West bedeuten, und trug unter den üblichen Gestikulationen eines jener nichtsagenden, niedrigen Negerkouplets mit einer ziemlich kreischenden Stimme vor.

Von dem Personal und der Direktion dieser londoner Musikhallen darf man nicht viel erwarten; ihr Zweck ist in erster Linie Geld zu machen und nebenher das niedere Volk zu amüsiren, keineswegs zu bilden.

Man sieht und hört dort die niedrigsten Boten, welche leider immer den meisten Anklang finden.

Männer in Frauenkleidern, welche ihren Gesang mit allerlei Purzelbäumen und zweideutigen Bewegungen begleiten, ernten den rauschendsten Beifall, und vor allen Dingen darf in einer solchen Musikhalle der imitirte Neger als englisch-irischer Nationaltänzer nicht fehlen.

Zu übrigen sehen fast alle diese Musikhallen im Innern gleichartig aus, und wer eine gesehen hat, kennt alle, selbst dasselbe Bühnenpersonal sieht man in einem gewissen Zeitraum in allen, da sie eben von einer Halle zur andern wandern.

Wie ganz London durchaus nicht den Eindruck einer Großstadt macht, ausgenommen das Westend mit seinen Parks und der darin lustwandelnden, reitenden und fahrenden fashionablen Welt, und der City, so kommen auch diese Musikhallen über das Niveau kleinstädtischer Mittelmäßigkeit in Größe und Ausstattung nicht hinaus.

Bei Eintritt der nächsten Pause sahen wir uns bald umringt von einer ganzen Anzahl junger Burischen und Mädchen, alle in ziemlich gleichem Alter wie Bill und Polly, alles Freunde und Bekannte des jungen Ehepaars, und das Beglückwünschen schien kein Ende nehmen zu wollen.

Bill wurde von seinen Freunden bald fortgezogen zur Bar, das gegenseitige „Traktiren“ begann, das weibliche Geschlecht konnte da nicht zurückstehen, sie alle mußten doch mit der jungen Frau einen Gin trinken, was Wunder, daß da bald eine sehr heitere Stimmung unter die Gesellschaft kam.

Bill war bald einer der lautesten und lustigsten, man hatte ihn auch so oft zugezogen, und er konnte doch nicht nein sagen, er trank also immer lustig weiter, und wer mochte es ihm denn sehr verargen,

wenn er sich auf seinem Hochzeitstag einen kleinen Rausch antraut; es war ja nicht alle Tage Hochzeit.

Um die Vorstellung kümmerte sich bald niemand mehr; es war unter der kleinen Gesellschaft nachgerade ein ziemlich wildes Durcheinander geworden. Der Ordner kam wiederholt und gebot Ruhe; endlich setzte man die ganze Gesellschaft vor die Thür.

Ich ging langsam hinterher, nachdem ich mich schon geraume Zeit vorher bei Seite gehalten hatte.

Auf der Straße wurde der Lärm fortgesetzt, Bill tobte förmlich, und Pollys Berüthe, ihn zu beruhigen, waren fruchtlos, er schimpfte sie und wollte sogar einmal nach ihr schlagen. Endlich wurde er von seinen Freunden bewässigt und nach Hause getragen. Er war vollständig betrunken.

Seine Freunde warfen ihn im vollen Anzug aufs Bett, wo schon nach einigen Minuten ein kräftiges Schnarchen den Schlaf des Betrunkenen andeutete.

Nachdem die Freunde gegangen, legte sich Polly, die junge Frau, auf den Fußboden und versiel auch bald in einen sanften Schlaf. Das war das Ende des Hochzeitstages.

(Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Der erste Schritt im Leben. (S. 153.) Es gibt ein sentimentales Liedchen, welches also beginnt:

„Macht man im Leben kaum den ersten Schritt,
Bringt man als Kind schon eine Träne mit!“

Das ist wohl etwas zu viel gesagt, denn die sonnige Zeit der Kindheit ist es doch, die uns von des Lebens Schmerzen und Sorgen am wenigsten verspüren läßt. Wenigstens soll es so sein; leider muß da hinzugefügt werden, daß es allerdings viele, sehr viele Kinder gibt, denen auch in der Jugendzeit keine Sonne lacht und die, kaum zum Selbstbewußtsein gekommen, schon Bitterkeiten und Not jeglicher Art durchzulosten haben. Schon der Gedanke an verkümmerte freudlose Kinder muß den Menschenfreund mit tiefer Beohmut erfüllen.

Der kleine Hans, den wir auf dem Bilde sehen, wie er seinen ersten Schritt macht, hat ein leidliches Lebenslos gezogen, oder ist, wie ein nicht ganz neues Sprichwort sagt, in der Wahl seiner Eltern leidlich vorsichtig gewesen. Sein Erzeuger ist ein begüterter Bauer, „ein Mann, der's machen kann,“ und seine Mama hat einige schöne Stücke Ackerland und auch verschiedenes Rindvieh als Morgengabe mitgebracht. Wenn der Bauer seinen Stolz hat, so wird er seinen Hans studiren lassen, damit er Advokat wird und den Bauern selber die langen und schweren Rechnungen machen kann, die Hansens Vater selbst nur mit knurrendem Ingrimme bezahlt.

Allen soweit sind wir heute noch nicht. Die Großmama des kleinen Hans, von mütterlicher Seite, die gesürchtete Schwiegermama, die aber glücklicherweise im nächsten Dorfe auf ihrem Altenteil wohnt, ist gekommen mit ihren zwei „noch zu habenden“ Töchtern, um nachzusehen, ob der kleine Hans denn immer noch nicht laufen kann. Die Mama ist gerade wieder dabei gewesen, ihrem Erstgeborenen den nötigen Mut beizubringen, damit er den ersten Schritt tue. Aber der Gegenstand der stolzen Träume seines Vaters scheint keine rechte Courage zu haben; zögernd hält er sich immer wieder an der Schürze seiner Mama fest. Eine seiner Tanten hat inbessen ein Mittel gefunden, seinen Unternehmungsgeist mächtig anzustacheln. Sie hat einen schönen rotbädigen Apfel mitgebracht, den sie ihm von weitem zeigt. Der kleine Streber hat natürlich das heftigste Verlangen nach der lodenden Frucht befundet und hat erst ein lautes Geschrei angestimmt, um mit diesem erprobten Zwangsmittel den Apfel in die Hand zu bekommen. Diesmal aber fruchtete das Geschrei nichts, und so sah er sich denn genötigt, das große Wagnis auszuführen und sich auf eigenen Füßen nach der Richtung des Apfels hin zu bewegen. Nicht vor dem ersehnten Ziel aber fällt der kleine Waghals um und seine Tante fängt ihn eben noch rechtzeitig auf, um ihn vor einem harten Aufschlagen auf dem Boden zu bewahren. „Wer das Glück hat, führt die Braut heim“ — der Apfel wird Hänschen zur Beute.

Der „erste Schritt!“ Der ernst dreinblickende Vater an dem großen Rachehofen beschäftigt sich wohl mit dem großen Ausblick in die Zukunft, den der bedeutungsvolle erste Schritt seines Söhnleins eröffnet. Was mag wohl aus dem munteren Jungen werden? Wird er frisch und gesund aufwachsen, ohne Schaden zu nehmen an Körper und Geist, und wird er, was Eifer, Fleiß und Verständnis betrifft, die Erwartungen seines Vaters erfüllen? Wird das wechselvolle Schicksal, das heute so oft den Begüterten arm macht, ihm seine natürlichen Güter erhalten? Wird kein Krieg ihn unter die Waffen rufen und keine tödliche Kugel ihn dahintraffen?

Alles das bewegt das Gemüt des ernstesten Vaters, aber er ist weder ein abergläubischer noch ein anmaßender Mensch. Nach menschlichem Ermessen sind dem Jungen die Vorbedingungen geboten, ein tüchtiger Mensch zu werden und — der „erste Schritt“ ist getan!

A. T.

Das Rathaus zu Winterthur (S. 169) ist eines jener prächtigen öffentlichen Gebäude, mit denen die republikanische Schweiz ihre Städte schmückt. Während bei uns im allgemeinen die Privatbauten sich an Pracht und Großartigkeit mit den öffentlichen Gebäuden messen, zu-

weisen ihnen sogar überlegen sind, findet der Schweizer die Befriedigung seines Stolzes und Gemeinfinns in der Pracht seiner öffentlichen Bauwerke. Das Rathaus von Winterthur entspricht dieser Anschauung und macht mit seiner prächtigen Säulenhalle, seiner großen Freitreppe und seinen ganzen harmonischen Formen einen imponierenden Eindruck auf den Beschauer. An der Vorderseite sehen wir eine hübsche Fontäne, während rechts und links geschmackvolle Anlagen sich ausdehnen. Das Rathaus ist von jenem berühmten Architekten Semper erbaut worden, der in Altona gebürtig und vor einigen Jahren gestorben ist. Semper war Professor an der Kunstschule zu Dresden und hatte sich schon einen weitreichenden Ruf erworben, als 1849 die Mairevolution losbrach, an der sich der berühmte Künstler wie Richard Wagner und Ernst Rödel beteiligte. Man erzählt, daß er damals eine Musterbarrikade aus Steinen gebaut habe. Nach Niederwerfung des Aufstandes mußte Semper flüchtig werden. Darauf ward er erst in London an der königlichen Akademie, dann am Polytechnikum in Zürich als Professor angestellt. Zu den berühmten Werken Sempers gehören: das Schauspielhaus in Dresden, das er auch nach dem Brande von 1869 wieder neu erbaute; der Ausbau des Zwingers sowie die Synagoge und das Frauenhospital in Dresden, der Ausbau der wiener Kaiserburg und des wiener Hofburgtheaters sowie der Ausbau des Polytechnikums in Zürich sind sein Werk. Semper hat auch viel über seine Kunst geschrieben. Seine Anschauung basirte auf dem Grundsatz, daß die Kunst sich dem Bedürfnis unterzuordnen habe, weshalb er stets bestrebt ist, zwischen dem Äußeren und dem Innern eines Baues eine genaue Uebereinstimmung herzustellen. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die römische Kunst den Bedürfnissen unserer Zeit am meisten entspreche. Darüber läßt sich streiten. Bei alledem aber wird das prächtige Rathaus zu Winterthur, der Versammlungsort freier Bürger, zwar nicht als die größte, wohl aber als eine der bedeutendsten Schöpfungen Sempers den Ruhm seines Namens der Nachwelt verleiht.

W. B.

Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege.

Geheimmittel. Die im Auftrage des berliner Polizeipräsidiums während des Jahres 1881 untersuchten Geheimmittel sind nach der Zusammenstellung Dr. Bischoffs folgende gewesen.

1. Bandwurmmittel des Apotekers Bräutigam: Kuffo; Ol. ricini und Zuder.
2. Pastor Drehers Mittel gegen die Hundswut: Gemisch von gepulverter Meloë proscarabaeus und unkennlichem Pflanzenpulver.
3. Kureoline, Mittel zum Goldfärben der Haare: Starke Auflösung von Wasserstoffhyperoxyd.
4. Haberechts berliner Universaltee gegen verschiedene Leiden: Gemisch von Senneblättern, Fenchel und Anis.
5. Stahns Miraculo-injection: Aqua amygdalarum amararum mit einer Auflösung von Zincum sulfuricum, gemischt und versetzt mit einer alkaloidischen Tinktur, anscheinend Tinct. opii, in geringer Menge.
6. Stahns Miraculopillen: Ferrum sulfuricum, Pulv. rad. Althaeae, Kino pulvis.
7. Baron von F...s Kräuter- und Gesundheitsaft, fabrizirt vom Apoteker erster Klasse Höhne: Ein schwachweinig Malzextrakt, versetzt mit einem Dekokt indifferenten Pflanzenbitterstoffe, Enzian und ähnlichen.
8. Franz Ottos (Baunscheidtist) Lebensöl: Gemisch von Olivenöl und Krottonöl.
9. Sogenannter Heileisig: Guaranteed acetic acid. sold by Couths and sons and their agents. Auxilio divino. For external application (Preis 5 Mk.) — ist 30 Prozent etwas unreine, aus Holzessig gewonnene Essigsäure.
10. Amyna, Mittel gegen Gicht und Rheumatismus etc., von Bierenz: Ein Tee, bestehend aus Fol. sennae, Stip. dulcamarae, Rhiz. graminis; Lign. santali rubrum, Rad. levistici und vereinzelt Rad. sarsaparillae.
11. Seymanns Kräutermagenliqueur, gegen Trunksucht: Schwach spirituosöser Auszug von Bitterstoffen, wesentlich Enzian.
12. Hagerische Katarrhpillen, vom Drogisten Fabian, enthalten: Cinchonin, freie Salzsäure, Alteeurzel, Sandelholzpulver, Enzianwurzelpulver und als Bindemittel Tragant.
13. Komelameha, vom Drogisten Harnisch, gegen Kopfschmerzen: Gemisch von Pfeffermünzöl und Alkohol.
14. Boffische Katarrhpillen: Pul. rad. althaeae, Pulv. rad. gentianae und Cinchonidin, Tragacanthan, Semen lycopodii, freie Salzsäure.
15. Sogenannte Schweizerpillen aus der Strauchapoteke: Ein Gemisch von Extr. Aloës mit Pulv. rad. gentianae und anderen Bitterstoffextrakten, soweit feststellbar, Extr. gentianae und Extr. absynth.
16. Heilpflaster der Witwe Schulz: Mit Rothholzpulver verfestes Harzpflaster.
17. Dr. Reisch Bräuneeinreibung: Mischung von absolutem Alkohol, Karbolsäure, Reikenöl, gefärbt mit Kochenille.
18. Dr. Reisch Verdauungs- und Lebensessenz: Gemisch einer wässerigen Lösung von Succus liquiritae und einer schwach spirituosösen Tinktur verschiedener Bitterstoffe und Drastika, unter denen Aloë und Rad. rhei vorwiegend sind.
19. Bollmers Hautpomade: Vaselinöl mit etwas Fett, versetzt mit Lavendelöl, gefärbt mit Alkana.

20. Kwietsches Pflaster: Ein Zuggpflaster nach Art des Emplastrum fuscum, von schwachem Kampher- und Terpentingeruch, ein Bleispflaster als Basis.

21. Apoteker Bernards Keuchhustensaft: Als Ersatz des von demselben Apoteker (Einhornapoteke) verkauften sogenannten Dr. Beckhens Keuchhustensaftes, in welchem Himbeerast mit Chloralhydrat vorlag, ein Gemisch von Zuder syrup mit einem Dekokt indifferenten Pflanzenstoffe und anscheinend Alteeaft.

22. Wendts Elementaröl gegen Gicht, Rheumatismus etc. Ein Gemisch von Terpentingöl, fettem Del, Petroleum.

23. Apoteker Bernards Senfer Bandwurmmittel: Gelatinekapselfeln mit Ricinusöl, Extractum filicis aethereum, Extr. cort. granat.

24. Aqua primavera des Fräulein Alwine Cotti: Ist parfümirtes Seifenwasser. (Schönheitsmittel.)

25. Herzigs Kaisertröpfchen: Eine spirituose Tinktur verschiedener Drastika etc., Aloe, Safran, Galgant u. A.

26. Kirchners Balsam oder Porenöl: Konzentrierter Seifenspiritus, gemischt mit Spiritus cochleariae.

27. Sachs Pain-Expeller: Ammoniakalische Tinctura capsici und Kampher.

28. Schaterekt: Eine gemischte Tinktur, in welcher Aloë, Capsicum, Salzsäure und pflanzliche Extraktivstoffe nachweisbar sind. Nach Angabe sollen mannichfaltige amerikanische Pflanzen zur Bereitung des Extraktes dienen, u. A. Hydrastis, Schillingia, Evonimus atropurpurea, Iris versicolor, Veronica, Actaea racemosa, Leptandra virginica, zum Teil stark drastische Stoffe enthaltend.

29. Volkmanns amerikanischer Balsam gegen Gicht, Rheumatismus und andere Leiden. Ein Gemisch verschiedener Fette mit dem Mycelium vom sogenannten Hauschwamm (Mercurius destructor). (©aca.)

Mitteilungen aus den Gebieten der Industrie und Technik.

Ueber die Verbreitung der Rotationschnellpressen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Mit der stetig wachsenden Vervollkommnung in Konstruktion der modernen Rotationschnellpressen (auch Rotationsmaschinen oder Endlose genannt), mit den Fortschritten der Rundstereotypie, mit der in erfreulicher Weise verbesserten Qualität für den Rotationsdruck benötigten Materialien (Rollpapier, Farbe, Waschenmasse u. dergl.), und nicht zum wenigsten mit dem Uebelbedürfnisse der zivilisirten Menschheit wächst naturgemäß die Anwendbarkeit und Einführung der Rotationschnellpressen, welche bei Massenproduktion nicht nur billiger, sondern auch schneller und gut jede Druckerarbeit — sei dieselbe eine ordinäre Zeitung, ein Werk oder feinillustriertes Journal — zu liefern imstande sind.

Vor zehn Jahren ging man auf dem europäischen Festlande erst sehr zögernd zur Einführung der in England und Amerika bereits vielfach zum Zeitungsdruck benutzten Endlosen über; es erklärt sich dies hauptsächlich daraus, daß man bei uns keineswegs so große Auflagen zu bewältigen hatte wie drüben, wo verschiedene Tagesblätter in 200 bis 300 tausend Exemplaren zu drucken waren, während man es in Deutschland nur zu Auflagen bis etwa 30 tausend brachte.

Neuerdings sind unsere Zeitungen jedoch bedeutender und unsere Druckereien unternehmender geworden, wie sich dies schon aus der beständig und schnell wachsenden Zahl der zur Aufstellung gelangten Rotationschnellpressen erkennen läßt. So z. B. arbeitet die Kaiserstadt Berlin jetzt bereits mit 21 Endlosen, welche Zahl demnächst auf 23 steigen wird.

Wie Berlin in bezug auf Grobhartigkeit des Zeitungswesens alle übrigen Städte des deutschen Reichs weit hinter sich läßt, so besitzt es auch weitaus die meisten Rotationsmaschinen; dies ergibt sich bestens aus folgender Zusammenstellung aller Endlosen des deutschen Reichs:

Ort	beschäftigt	23	Rotationsmaschinen
Berlin	8	23	111
Frankfurt a. M.	7	23	101
Hamburg	7	23	101
Leipzig	6	23	91
Stuttgart	5	23	81
Breslau	5	23	81
München	5	23	81
Dresden	4	23	71
Hannover	3	23	61
Augsburg	3	23	61
Köln a. R.	3	23	61
Magdeburg	2	23	51
Barmen	2	23	51
Braunschweig	2	23	51
Bremen	2	23	51
Chemnitz	2	23	51
Halle	2	23	51
Königsberg i. P.	2	23	51
Nürnberg	2	23	51
Oberndorf a. M.	2	23	51
Stettin	2	23	51
Dortmund	1	23	41
Görlitz	1	23	41
Oberhausen a. Ruhr	1	23	41

Zum Ganzen 100 Rotationsmaschinen

Das deutsche Reich hat somit gerade jetzt das erste hundert Rotationsmaschinen erreicht.

In Oesterreich-Ungarn stellt sich die Zahl der Rotationsmaschinen folgendermaßen:

Wien	beschäftigt	19	Rotationsmaschinen
Budapest	"	6	"
Prag	"	4	"
Im Ganzen		29	Rotationsmaschinen

Oesterreich-Ungarn besitzt also nicht den dritten Teil der im deutschen Reich arbeitenden Endlosen.

Die Schweiz dagegen kann hier kaum in Betracht kommen, da sie erst eine einzige Rotationsmaschine aufweisen kann, welche dazu bestimmt ist, eine Zeitungsauslage von dreizehntausend Exemplaren zu drucken.

Von der Leistungsfähigkeit und Bedeutung eben dieser Rotationsmaschinen kann man sich übrigens leicht einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jede derselben in einer Stunde durchschnittlich zehntausend Bogen von etwa je ein Meter Länge bedrucken kann. Die hundert Maschinen des deutschen Reiches würden somit stündlich eine million Bogen liefern, also stündlich eine million Meter Rollenpapier verarbeiten; d. h. selbständig feuertag, beiderseits bedrucken, in Bogen zerlegen, auch falzen und mechanisch gezählt zu regelrechten Paketen bilden („auslegen“).

Die Rotationschnellpressen haben bereits den Löwenanteil an der Massendruckerie erobert und müssen folgerichtig den Schnellpressen alten Stiles, welche mühselig und ätzend den schwerfälligen Karren hin- und herschleppen, das Feld immer mehr streitig machen. Die Rotationsmaschinen sind jetzt die Schnellpressen im wahren Sinne des Wortes; die gewöhnlichen „Schnellpressen“, welche kaum den zehnten oder zwanzigsten Teil der Arbeit liefern, sind nach modernen Begriffen schon keine eigentlichen Schnellpressen mehr. (Papierzeitung.)

Für unsere Hausfrauen.

Zur Behandlung der Milch.

Es herrscht in manchen Haushaltungen die verkehrte Sitte, Milch in steinernen oder irdenen Töpfen zu kochen. Diese Methode beruht auf einem Irrtum, da vielmehr eiserne inwendig glasierte Gefäße oder besser noch Blechtöpfe sich weit besser zum Aufkochen der Milch eignen, weil sie weit weniger porös und deshalb auch leichter reinzuhalten sind. In die Sprünge und in die Poren setzt sich beim jedesmaligen Gebrauche ein kleiner Rest von Milch an, der selbst beim gründlichsten Reinigen nicht aus den Töpfen entfernt wird. Dieser kleine Rest ist, nachdem er sauer geworden, hinreichend, alle Milch, welche wieder in dem betreffenden Gefäß gekocht wird, zu verderben. Bei eisernen oder Blechgeschirren ist dies so leicht nicht zu erwarten, wie andernteils solches Geschirre auch den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit hat.

Sehr oft wird auch auf das Aufbewahren der Milch in vielen Haushalten nicht die so nötige Rücksicht verwendet, indem solche in die Nähe von Eisenresten und sonstigen starkriechenden Waaren gesetzt wird, wodurch die Milch, welche leicht fremde Gerüche in sich aufnimmt, einen Beigeschmack erhält und auch leicht verdirbt.

Gleichfalls herrscht in vielen Haushalten der Gebrauch, Waaren, als Reis, Sago, Oris zc. in die Milch zu schütten, bevor dieselbe ordentlich kocht, da aber diese Zutaten oft säuerlich sind, wird meistens die Milch hierdurch verdorben.

Bei dieser Gelegenheit sei auf einen Kochtopf aufmerksam gemacht, der sich als äußerst praktisch erwiesen hat. Die Einrichtung desselben ist folgende: In einem eisernen gewöhnlichen Topf (jedes derartige Stück Geschirre ist dazu verwendbar; am besten, weil am leichtesten, erhält sich ein Blechtopf), der zur Hälfte mit heißem Wasser gefüllt ist, stellt man einen kleineren mit einem breiten Rand, der genau auf den äußeren paßt. In diesen gießt man die zu kochende Milch. Auf diese Weise wird durch den erzeugten Wasserdampf und das kochende Wasser die Milch von allen Seiten gleichmäßig gedämpft und dadurch das lästige dreimalige Aufbrausen ganz vermieden, wie man auch ruhig während des Kochens der Milch vom Feuerheerd gehen kann, da selbige in dieser Weise gedämpft, wie jede andere Flüssigkeit kocht, ohne überzulaufen.

Soll die Milch länger als einen Tag aufbewahrt werden, so muß bei einigermaßen warmer oder schwüler Witterung die Prozedur des Kochens wiederholt werden. In dieser Weise behandelte Milch verdirbt nicht. Man bewahre die Milch an einem möglichst luftigen Orte auf, wo eine reine Atmosphäre herrscht.

Soll Reis, Mehl zc. in der Milch gekocht werden, so gebe man solches erst dazu, nachdem die Milch auf obige Weise abgebrüht ist. Wenn ein so vorbereitetes Gericht den Ansprüchen nicht genügt, kann die Milch niemals Schuld daran sein, auch ist hierzu gute abgerahmte Milch mit Vorteil zu verwenden, da selbige bedeutend billiger ist, als

frische, nicht so leicht anbrennt und doch allen Anforderungen, die an das Kochen gestellt werden, vollkommen genügt, weil die sämtlichen Nährstoffe, die Trockensubstanzen, noch alle vorhanden und durch das Entrahmen nur die Fettteile abgenommen sind.

Ueber die Behandlung der Milch für Säuglinge, welche durch Flaschen mit Kuhmilch genährt werden sollen, gelten folgende Anordnungen:

Man koche die Milch auf hellem Feuer nach vorstehender Methode rasch auf, kühle selbige gut ab, nehme die sich etwa bildende Haut davon und vermische sie mit gekochtem Wasser und Zucker nach ärztlicher Vorschrift. Man nehme eine gut gereinigte Flasche mit Gummistöpfchen.

Man gebe die Flasche nicht zu oft, sondern nur in bestimmten Zwischenpausen, etwa alle zwei Stunden, und dann nicht zuviel zu einemale. Es ist zweckmäßig, zwei Flaschen und zwei Stöpfchen zu haben, wovon die eine im Gebrauch, die andere mit reinem Wasser hingestellt wird, um auszufrischen. Die Stöpfchen müssen nach jedesmaligem Gebrauch umgekehrt, mit Salz abgerieben, dann in frischem Wasser gelegt werden.

Ganz besonders ist vor langen Gummischläuchen zu warnen, da selbige durchaus nicht gut zu reinigen sind, und weil dieses nicht in ausreichendem Maße geschehen kann, nur schädlich auf die Gesundheit der Kinder einwirken können.

Kartoffelrollen (croquettes de pommes de terre). Ein Kilogramm gute Speisekartoffeln wird gewaschen, geschält, mit Salz fast gar gekocht, sodann das Wasser von denselben abgeseigt und die Kartoffelleibis zum völligen Mürbewerden der Kartoffeln in den Bratosen gestellt. Dieselben werden durch ein Sieb zu Püree getrieben und mit 40 Gramm Butter, 4 Eigelb gut durcheinander gemischt. Auf einem mit Mehl bestreuten Brett werden 10 Centimeter lange und 3 Centimeter dicke Rollen oder Kugeln geformt, mit Eiweiß überzogen, in gestoßenem Zwieback umgekehrt und in heißem Fett gebacken.

Der **Paraguaytee** wird von A. N. Sellin im „Archiv für Pharmazie“ (1883, Bd. 221, S. 292) als ein noch wohlgeschmiederes, weit gesünderes und viel billigeres Genussmittel als der chinesische Tee empfohlen. Einer unserer Leser in Paraguay oder Brasilien ist vielleicht so freundlich, uns über die Erfahrungen, welche die Deutschen in Südamerika mit diesem Tee gemacht haben, Mitteilung zugehen zu lassen.

Charade.

Mein Erstes ist flüssig, die Zweite fest,
 Mein Ganzes der Ersten bescheidener Nest.
 Setz die Zweite zuerst, und die Erste zu zweit,
 So siehst dir ein köstlich Geschöpf bereit,
 Das als Erste fürtrefflich auf der Zweiten gedeiht,
 Ein vornehmer Herr in goldigem Kleid. S. R.

Rösselsprung.

ger	es	auch	um	wei-	raf-	müßt'	die
das	nor-	broch-	setz	ich	nen	die	setzen
von	von	meer	von	noch	te	ses	als
weg's	braust	frant-	nen	lau-	ist	als	in
reich	revier	ren	stätten	hier	spiels	ten	mir
noch	freie	her	die	ket-	zen	noch	wäre-
tell's	klir-	ern	be-	auch	den	nich	ich
bau-	reit	aus	wie	het-	bin	den	hab

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Luther und die Volksbewegung seiner Zeit. Von Kofas. (Mit Luthers Porträt.) — Warum ich kein Pfarrer wurde. Von A. Titus. (Schluß.) — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlich. (Fort.) — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Schluß.) — Weihnacht. Gedicht von Hans Edart. (Mit Illustr.) — Allerlei zur Frage der literarischen Produktion. Zwanglose Plauderei von Egon Alt. — Ein Ehepaar. Weihnachtserzählung aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege. Geheimmittel. — Mitteilungen aus den Gebieten der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Ueber die Verbreitung der Rotationschnellpressen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Für unsere Hausfrauen: Zur Behandlung der Milch. — Kartoffelrollen. — Der Paraguaytee. — Rätsel. — Rösselsprung. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Mannichsartiges. — Gemeinnütziges. — Humoristisches.